

aus Deutschland



## Stipendien-Aufenthalt in Sambia

vom 11. Oktober bis 21. November 2005

## **Sim's Pech, Sam's Glück** **– wie Sambia vom Niedergang Simbabwe's profitiert**

Von Christian Schlesiger

Sambia, vom 11. Oktober bis 21. November 2005



# Inhalt

1. Zur Person:	300
2. Neue Heimat – Sim-Farmer im Sam-Land:	300
3. Alte Heimat Sim	302
4. Die Investitionsentscheidung:	304
5. Tabakfirmen – die wahren Profiteure	308
6. Der Agrarsektor wächst	311
7. Choma – eine Stadt entwickelt sich	313
8. Neue Spannungen	315
9. Die Kleinbauern – ihre ungewöhnlichen Alltagsprobleme	318
10. Die Wirtschaft	320
11. Die Chance der Zukunft – der Tourismus	322
12. Chieftancies – die vergessenen Multiplikatoren	325
13. HIV – eine Krankheit ergreift das Land	327
14. Korruption – die unsichtbare Bremse	329
15. Fazit – enormes Potenzial, fehlender Wille	331

## 1. Zur Person:

Christian Schlesiger, geboren am 8. Januar 1973 in Düsseldorf. Nach dem Studium der Volkswirtschaftslehre in Duisburg und Freiburg habe ich im Januar 2000 ein anderthalb-jähriges Volontariat bei Gruner + Jahr Wirtschaftspresse absolviert – mit Stationen bei Impulse, Börse Online, Financial Times Deutschland und Capital sowie der Kölner Journalistenschule für Politik und Wirtschaft. Seit August 2001 arbeite ich beim Wirtschaftsmagazin Capital als Redakteur und bin dort zuständig für die Themen Management, Karriere und Lifestyle.

## 2. Neue Heimat – Sim-Farmer im Sam-Land:

Es hätte sein Tod sein können. Neun Mal infizierte sich Don Maclean mit Malaria – innerhalb nur eines Jahres. Der Farmer lehnt sich zurück in seinen Sessel: „Ich hatte Fieber, Kopfschmerzen und fühlte mich Tage lang schwach“, sagt er nachdenklich. An Arbeit war nicht zu denken. „Das war die wohl härteste Zeit meines Lebens“, sagt der 40-Jährige. „Die ersten zwölf Monate waren körperlich und psychisch eine Tortur.“ Er trinkt einen Schluck Wasser und lächelt – so, als gehörten derartige Schwierigkeiten wie selbstverständlich zu seinem Leben.

Maclean ist Bauer in Sambia. Er trägt eine kurze Kaki-Hose und ein Hemd in gleicher Farbe. Auf der Brust sind weiße Pigmentstörungen zu sehen. Seit vier Jahren lebt Maclean mit seiner Frau und den beiden Söhnen in der Nähe von Kabwe, rund 130 Kilometer nördlich der Hauptstadt Lusaka. Von der Great East Road, eine der wenigen geteerten Straßen im Land, zweigt eine kleine Stichstraße in Richtung Smith Investments ab. Mehr als vier Kilometer zieht sich die staubige Sandpiste über kleine Flussläufe und durch Miombo Woodlands, einer Mischung aus Laubwald und Buschland. Eine Stromleitung begleitet Besucher durch den grünen Wald, bis Tabakfelder tiefe Schneisen und Plateaus in den Wald reißen.

Maclean lebt vom Tabakanbau. Auf seinen rund 150 Hektar Land – so groß wie 15 Fußballfelder – wachsen die dunkelgrünen Pflanzen heran. Auf einigen Parzellen sind sie erst 50 Zentimeter hoch, auf anderen messen sie Körpergröße. Gut geordnet stehen sie in geraden Reihen mit einem Meter Abstand. Sambische Arbeitskräfte bücken sich über noch ungesäte Felder und stecken Setzlinge in den trockenen Boden. Mit jeder Bewegung zittert die Sonne auf ihren nackten Oberkörpern. Dicke Gewitterwolken künden die Regenzeit an – doch die lässt Ende Oktober noch lange auf sich warten.

Im Sommer 2002 kam Maclean hierher, aus Simbabwe, dem südlichen Nachbarstaat und seiner Heimat. Dort herrscht ein Tyrann namens Robert Mugabe, der unliebsame Bürger und weiße Großgrundbesitzer aus seinem Land vertreibt. Einer von ihnen war Maclean. In Sambia fühlt sich der Farmer willkommen. Mehr als 9.000 Kilometer tourte er im Juni 2002 durch das fruchtbare Land, prüfte die Bodenqualität, bewertete die Infrastruktur und zog die Regenwahrscheinlichkeit in Betracht. „In dieser Gegend um Kabwe herum regnet es am häufigsten“, sagt Maclean. Das Argument sei ausschlaggebend für die Wahl seiner rund 1.000 Hektar. Mit seinem Partner Graeme Smith pachtete er das Land vom Staat für 99 Jahre.

Innerhalb von wenigen Jahren haben die beiden aus den wilden Miombo Woodlands fruchtbares Ackerland gemacht. Sie ließen Bäume rausreißen und abtransportieren sowie Wurzeln entfernen. Für jeden Hektar investierten sie 3.000 Dollar. 250 Arbeitskräfte sind auf der Farm angestellt. In Erntezeiten erhöht sich die Zahl auf 420. Die meisten von ihnen wohnen in den angrenzenden Häusern, die Maclean für sie bauen ließ. Der Bau eines sieben Kilometer langen Staudamms verschlang zusätzliches Geld. Dafür haben sie auch in regenarmen Zeiten genügend Wasser. Zusammen belaufen sich ihre Schulden auf rund eine Million Dollar. Immer wieder mussten sie herbe Rückschläge hinnehmen. „Die Dürre im Jahr 2004 hat uns eine schwere Saison beschert“, sagt Maclean. „Die Erträge in der jüngsten Vergangenheit waren miserabel.“ Was sie in Simbabwe auf 45 Hektar ernten konnten, schaffen sie hier auf knapp der dreifachen Fläche. Und dann ist da die Sache mit dem Strom, die ihnen fast das wirtschaftliche Genick gebrochen hätte. Im Oktober 2004 zapfte er das erste Mal die Stromleitung an, die er über Jahre hinweg durch die Wildnis gezogen hat. Doch keine drei Monate später ist es vorerst vorbei. Ein Stromausfall brachte über Wochen hinweg jeglichen Fortschritt zum Erliegen. Zwar konnte die Farm weiterlaufen. „Wir haben pro Tag rund 500 Liter Diesel verbraucht“, sagt Maclean. Damit könne aber keine Farm effizient geführt werden.

Fünf Hunde streunen durch das Wohnzimmer. Auf dem Holztisch schläft die grau-schwarze Hauskatze. Alte graue Sessel und eine Couch stehen um den Röhrenfernseher herum. In den Regalen stehen Bücher. Ein Reetdach auf mehreren Holzpflocken schützt das Wohnzimmer vor Regen und Sonne – Wände gibt es nicht. Maclean übernachtet mit seiner Frau und den beiden Söhnen in drei separaten Zelten. Das eine dient als Schlafzimmer für die Jungs, das andere für die beiden Eltern und das dritte ist Ankleideraum. Eine Hausangestellte kocht in der Küche, die ebenfalls nur mit einem Reetdach abgedeckt ist, jeden Abend warme Mahlzeiten. Ein Dieselgenerator in rund 50 Metern Entfernung liefert Strom.

Die Wohnung war als Provisorium angelegt. Seit drei Jahren lebt die Familie unter den Holzpfählen. Wäre es eine Unterkunft für Backpacker-Touristen, sie hätte es wohl als Empfehlung in den Lonelyplanet-Reiseführer geschafft. Doch die Realität macht jede Abenteuerromantik zunichte. „Kein Jahr ist es her, da stand das Regenwasser bis zu den Knien“, sagt Maclean. Viele Tage habe es gedauert, bis sie den Schlamm beseitigt hatten und sich wieder ihrer Farm widmen konnten. Nachts, vor allem in der Regenzeit, die zurzeit ab Oktober beginnt, wimmelt es von Moskitos.

Eigentlich wollten die Macleans vor November in den Neubau einziehen, der rund 15 Meter neben dem Provisorium auf die Fertigstellung wartet. Ein Klinkerbau mit großer Empfangshalle und offener Küche. In der zweiten Etage befinden sich Schlaf- und Arbeitszimmer. Doch das Reetdach war undicht und der erste kleine Regenguss Ende Oktober spülte literweise Wasser in das unfertige Haus. Handwerker aus der Umgebung verlegen dennoch eifrig die letzten Rohre, bringen das Treppengeländer an und verputzen die Wände. Doch die Macleans werden eine weitere Regensaison mit dem Provisorium vorlieb nehmen müssen, bis die Trockenheit die Reparatur des Dachs ermöglicht.

Doch von Resignation keine Spur. „Wir haben die größten Probleme hinter uns“, sagt Maclean und lächelt. „Im kommenden Jahr ziehen wir in unser neues Haus ein.“ Außerdem werde er in der kommenden Saison bereits 120 Hektar anpflanzen und bald mit der Diversifizierung beginnen. „Vergangenes Jahr waren es 50 Hektar weniger.“

### **3. Alte Heimat Sim**

Maclean ist einer von mehreren hundert Farmern, die der simbabwische Diktator Robert Mugabe aus ihrer Heimat vertrieben hat. 300 von ihnen flohen ins benachbarte Sambia und wagten als Farmer den Neuanfang. In seinem Heimatland Simbabwe konfiszierte die Regierung Mugabe auch Macleans Farm. Er verlor alles: Das Haus, seine Traktoren und Bewässerungsanlagen, seine Werkzeuge und Geräte für die Tabakernte. Es war ein Tag im Frühling 2001. Ein Beamter der simbabwischen Regierung überreichte Maclean einen Brief: Seine Farm falle unter den „Land Acquisition Act“, müsse sobald wie möglich geräumt werden – Entschädigung ausgeschlossen.

Vier Jahre zuvor hatte er erst überhaupt mit der Landwirtschaft begonnen. Mehrere hundert Tausend Simbabwe-Dollar hatte er in seine Tabakfarm investiert. Zusammen mit seinem Partner Smith baute er rund 1.000 Hektar an, war gegen Ende erfolgreicher Tabakbauer. Maclean holt sein blaues Fo-

toalbum aus dem Schrank. Nacheinander klappt er die Klarsichttaschen mit den Bildern seiner Heimat nach oben: ein großes weißes Haus mit Reetdach, ein Swimmingpool, seine Söhne mit Regencapes vor den grünen umliegenden Hügeln und ein Garten mit Blick über die fruchtbaren Böden im Mashonaland West, der nördlichen Kornkammer Simbabwe. „Ich habe es gerade noch geschafft, einen einzigen Traktor zu verkaufen“, sagt Maclean gelassen. „Das war alles.“ Der Rest sei weg, ohne einen Cent dafür gesehen zu haben.

Im April des Jahres 2001 musste Maclean zudem für fünf Tage ins Gefängnis. Angeblich, weil er mit elf Freunden einen Coup gegen die Regierung plante. „So ein Quatsch“, sagt er. Trotz der Repressalien sind ihm Wut und Hass fremd. „Das war ein Kapitel in meinem Leben“, sagt er nüchtern. „Es war eine schöne Zeit“, so Maclean. „Jetzt starten wir eben wieder von vorne.“

Derart ruhige Töne sind selten. Die Farmer in Simbabwe haben alles verloren, bis auf das private Vermögen. Das blieb unangetastet solange es keinen Bezug zum landwirtschaftlichen Betrieb hatte.

Jim Watt fällt es schwer, mit der neuen Situation klar zu kommen. Mit zwei Arbeitern sitzt er vor einem Motorrad indischer Herkunft. Eine defekte Benzinleitung hängt lose vom Motorblock herunter. Sonne und Hitze von 38 Grad Celsius machen ihm zu schaffen. Schweißperlen laufen über sein rundes Gesicht, auf das sich nasse Haarstränen gelegt haben. Das weite blaue Hemd kann sein Übergewicht nicht verbergen. Nervös greift er zu einer Schachtel Peter Stuyvesant, zündet sich eine Zigarette an und zieht kurz und kräftig daran. Er legt den Arm auf sein Bein ab, hebt ihn wieder an und führt die Hand hektisch zum Mund – ein weiterer Zug.

„Sie haben alles genommen“, sagt er und schüttelt den Kopf, als könne er es immer noch nicht fassen. Zwei Höfe besaß er an der Grenze zu Sambia. Wenige Kilometer hinter der Grenzstadt Chirundu baute er auf weit mehr als 2.000 Hektar Land erfolgreich Tabak, Weizen, Mais und Gemüse an. Er war einer von rund 240 Farmern in der Gegend. Heute seien es allenfalls sechs oder acht, die sich mit dem Mugabe-Regime auf eigenartige Art und Weise arrangieren würden, so Watt.

Regelmäßig fährt Watt heute noch in seine alte Heimat. „Ich hatte einen Damm, mit dem ich rund 1.000 Hektar Land bewässern konnte“, sagt er. Heute sei das Land ruiniert. Den vielen Kleinbauern, unter denen sein Farmland aufgeteilt wurde, fehlt das Wissen, wie sie den Acker bestellen. Weil die Ernte nicht ausreichte, um sich und die Familien zu ernähren, hätten einige verzweifelte Farmer den Damm gesprengt, um an den zappelnden Fisch zu kommen, nachdem das Wasser ausgelaufen ist – eine schiere Verzweiflungstat, um zu überleben. „Das Land ist kaputt, absolut unbrauchbar“,

schimpft Watt. „Sie haben alles zerstört!“ Watt schaut zum Boden und zieht an seiner Zigarette. Nach einigen Sekunden sagt er: „Meine Arbeiter von früher haben mich angefleht, zurückzukommen“, sagt er. „Aber ich werde niemals zurückkehren.“

Im Jahr 2000 war Simbabwe noch der international zweitgrößte Tabak-exporteur mit einem Weltmarktanteil von 20 Prozent. Nur Brasilien lieferte mehr aus. Insgesamt 8.531 Farmer führen eine Rekordernte in Höhe von 237 Tonnen Tabak ein. Dann begannen die Enteignung der Großgrundbesitzer und die Landverteilung. Im Jahr 2004 schafften 12.700 meist unerfahrene Kleinbauern gerade einmal 68 Tonnen. Der simbabwische Weltmarktanteil sank auf vier Prozent. Für das Jahr 2005 erwartet der große Tabakkonzern Universal eine Ernte von 90 Tonnen. Mugabe glaubt, dass viele Kleinbauern den Wegfall der Tabakproduktion und den Wegzug der weißen Farmer kompensieren könnten. Doch in Wahrheit schaffen seine Landsleute nicht einmal annähernd so viel. Zum Vergleich: Ein Kleinbauer, der einen Hektar anpflanzt, kommt im Durchschnitt auf 900 Kilogramm Tabak. Ein Großfarmer hat 3.000 Kilo hergestellt und zudem davon gleich 45 Hektar angepflanzt. Zu diesem Ergebnis kommt Rodney Ambrose, Geschäftsführer von Zimbabwe Tobacco.

Die Produktion von Getreide, Weizen, Sojabohnen, Schnittblumen und Paprika ist ebenfalls stark gesunken. „In der kommerziellen Landwirtschaft hat es in einigen Bereichen wie Soja oder Crop einen Niedergang von bis zu 90 Prozent gegeben“, sagt Kuda Ngoro, Ökonom bei der Commercial Farmer Union in Harare. Agrarprodukte steuern nur noch 14 Prozent zum BIP bei, im Vergleich zu 18 Prozent vor fünf Jahren.

#### **4. Die Investitionsentscheidung:**

Deon Arangies steht auf dem Acker und gibt Anweisungen in einer Mischung aus Englisch und der simbabwischen Sprache Shona. Er ist Partner von Farmer Watt. Über seiner rechten Schulter hängt eine rote Feldflasche. Bei jeder Bewegung stoßen Eiswürfel von innen gegen die Plastikwand. Ray Ban Brille und Cappy schirmen seine Augen gegen beißende Hitze und grelles Sonnenlicht ab. „Der Dünger war zu nah an der Pflanze dran“, sagt er. Eine handbreit dürfen die weißen Kugeln vom Setzling entfernt sein. Doch vergangene Woche war der Abstand falsch gemessen und die jungen Tabakpflanzen zerstört. „Wir haben viele Arbeitstage verloren.“ Hinter ihm stechen Arbeiter mit zwei Meter langen Lanzen zehn Zentimeter tiefe Löcher in den trockenen Boden. Dahinter füllen Frauen die Löcher mit den Setzlingen und schütten die Löcher zu. Weitere zehn Meter dahinter fährt



ein Traktor den Wassertank über das Feld. Frauen begießen die Löcher mit je einem Liter Wasser. Tabakanbau ist Knochenarbeit.

Watt und Arangies sind in ihrer dritten Saison. Von den 1.600 gepachteten Hektar bauen sie bereits 130 Hektar Tabak und 150 Hektar Mais an. Rund 200 Sambier leben und arbeiten auf der Farm – Tendenz steigend. „In Sambia gibt es genügend Arbeiter“, sagt Arangies. Den meisten fehle jedoch jegliches Wissen von Landwirtschaft. „Aus diesem Grund beschäftigen wir noch einige simbabwische Vorarbeiter aus früheren Zeiten“, sagt Arangies. „Sie leiten die ungelernten sambischen Kräfte an.“ Unterm Strich sei er sehr zufrieden mit der Arbeitsleistung. Nach wenigen Tagen würden die meisten die Handgriffe beherrschen.

Für die Sambier aus der Region ist der Zuzug der simbabwischen Farmer ein Glücksfall. Zum einen finden sie so Arbeit und bekommen einen Tageslohn von 6.500 Kwacha, also umgerechnet 1,60 Dollar, pro Tag. Zum anderen finden sie auf der Farm ein neues Zuhause. Ein Steinhaus neben dem anderen entsteht unweit der Farm. Sie sind klein, gerade einmal zehn Quadratmeter groß. Doch sie bieten sicheren Schutz gegen Wind, Sonne und Regen. Zudem sorgen die Farmer Watt und Arangies für Strom und Toiletten. Die reetgedeckten Strohhütten in der Umgebung werden früher oder später abgerissen, sobald die Arbeiter ihre neuen Unterkünfte bezogen haben.

Die beiden versichern ihre Arbeiter zudem gegen Arbeitsunfälle. Auf niedrigem Niveau bieten sie ihnen Gesundheitsdienstleistungen an. „Wenn jemand Malaria hat, Sorge ich für Transportmöglichkeiten oder kaufe Medikamente“, sagt Arangies. Einen ehrgeizigen Plan haben sich die beiden Farmer zudem für die örtliche Infrastruktur gesetzt. „Wir wollen eine Schule bauen.“ Das hatten sie bereits in Simbabwe erfolgreich getan. Mehr als 700 Studenten hätten mit ihrer Hilfe und lokaler Sponsoren Zugang zu Bildung bekommen.

Außerdem pflanzen die beiden Farmer Mais an. „Das hat mehrere Gründe“, sagt Arangies. Zum einen rechnet sich Maisanbau betriebswirtschaftlich. „Wir sind nicht ganz so abhängig von der Tabaknachfrage und erreichen selbst bei Preisschwankungen eine gewisse Planungssicherheit.“ Zum anderen sei Maisanbau politisch gut, „weil wir damit der gesamten Nation helfen, damit sie sich selbst ernähren kann“, sagt Arangies. „Die Arbeiter bekommen Mais und bauen zum Teil selbst Mais auf ihren privat nutzbaren Feldern an“, so Arangies. „Damit stellen wir sicher, dass der Hunger nicht auf unsere Farm kommt.“

Die Farm wirft noch keinen Gewinn ab. Am Ende eines Tages kommen die beiden auf Plus-minus-Null. Watt und Arangies haben auch andere Staaten für ihren Neuanfang in Betracht gezogen: Mosambik, Malawi, Südafrika und Namibia. Doch die Chancen in Sambia seien die besten. „Das Land ist fruchtbar und Wasser gibt es genug“, sagt Arangies. Große Wasserläufe

wie der Sambesi, der mit einer Länge von 2.700 Kilometern der längste Fluss im südlichen Afrika ist, bieten ideale Bedingungen. Hinzu kommen die guten klimatischen Bedingungen: Sambias tropisch-semihumides Klima wird durch seine Höhenlage abgemildert. Auf dem zentralen Hochplateau liegt der Jahresmittelwert bei 21 Grad Celsius, in den Flussniederungen bei 25 Grad Celsius. Lange Regenzeiten von Oktober bis April sorgen für hohen Niederschlag, der die Böden im ganzen Land fruchtbar macht. Mithilfe von Dämmen speichern die Bauern das Wasser oft über mehrere Monate hinweg.

„Es gibt auch kein Landverteilungsproblem wie das in Simbabwe der Fall ist“, sagt Farmer Arangies. Nur auf rund 15 Prozent der landwirtschaftlich nutzbaren Fläche wird tatsächlich angebaut. Der Rest ist bedeckt mit Buschland und Wäldern – ein riesiges Potenzial, das sich zum Anbau von Weizen, Blumen und Tabak eignet. Wer in dem Land als Farmer einsteigen möchte, muss sich eher mit der Frage auseinandersetzen, wo er investieren möchte, als mit der Frage, ob er es überhaupt tun soll.

Zudem lockt das Land mit einem weiteren großen Vorteil – vielleicht einer der entscheidendsten: Rassismus gegenüber Weißen kennt das Land nicht. Weniger als ein Prozent der sambischen Bevölkerung sind Europäer und Inder. Die meisten Europäer sind britischer Herkunft. Ihre Beschäftigung finden sie vorwiegend in der Landwirtschaft und Industrie. Inder dominieren im Handel und Transportunternehmen. Sie leben fast ausschließlich im Süden und den großen Städten. Die Weißen müssen sich mit den schwarzen Bevölkerungsteilen arrangieren – und das tun sie in kooperativem Neben- und Miteinander. „Wir hatten auch Länder wie Südafrika und Namibia in Betracht gezogen“, sagt Arangies. Doch dort würden mittlerweile ebenfalls die ersten Farmen konfisziert und schwarzen Bürgern übertragen. „Eine Investition dorthin wäre uns zu heikel gewesen.“

Überhaupt ist Sambia eines der friedlichsten Länder in der Region. Im Dezember des Jahres 1963 spaltete sich das Land von der Föderation mit Südrhodesien, dem heutigen Simbabwe, ab. Am 24.10.1964, dem heutigen Nationalfeiertag, wurde die Republik Sambia ausgerufen. Ihr erster Präsident hieß Kenneth Kaunda, der als Sohn eines aus Malawi eingewanderten protestantischen Missionarslehrers keinem sambischen Volk angehört. Mit seinem lebenslangen Bemühen, Tribalismus zu bekämpfen, machte Kaunda den Slogan „One Zambia – one Nation“ berühmt.

Bei den rund 70 verschiedenen Ethnien handelt es sich überwiegend um Bantu-Völker. Die Bantu lebten ursprünglich in Kamerun. In mehreren Wellen wanderten sie über Gabun und Kongo nach Ostafrika sowie nach Angola und Sambia. Heute leben sie, in unzählige Volksgruppen verzweigt, über große Teile Afrikas verteilt. Die Bantuvölker unterscheidet man in zwei

Hauptgruppen: die erste Gruppe hat eine matrilineare (mutterrechtliche) Erbfolge, die andere eine patrilineare (vaterrechtliche) Ausrichtung. Kennzeichnend für die erste Gruppe, zu der die Lunda, Ila, Mbunda, Lala, Tonga und Lomwe gerechnet werden, waren rechteckige Hütten mit jeweils dem Ahnenplatz davor; ausgiebige Begräbnisfeiern, wenig Rinderzucht, aber dafür vollendete Metallarbeiten. Die zweite Gruppe, die Lozi, Ngoni, Mambwe, Lungu, Ngonde und Sena, dagegen bauten traditionell runde Häuser mit dem Ahnenplatz dahinter, praktizierten Heirat gegen Bezahlung und hielten Vieh. Die Tonga und Ila aus der matrilinearen Gruppe bildeten dabei eine Ausnahme, denn sie betrieben intensive Rinderzucht.

Die stärkste Einwanderung nach Sambia erfolgte offensichtlich aus der heutigen Republik Kongo. Allein in den letzten 500 Jahren kamen aus dieser Richtung die Bemba, Bisa und Lala in die Nordprovinz, die Ushi in die heutige Luapulaprovinz und die Lenje nach Zentralsambia. Aus der Grenzregion von Kongo und Angola wanderten die Lunda und Luvale ein. Aus Tansania kamen zeitgleich die Lungu, Mambwe und Tumbuka in den Nordosten Sambias. Schließlich erreichten im frühen 19. Jahrhundert von südlich des Sambesi die Ngoni Ostsambia.

Noch heute dominieren im Vielvölkerstaat Sambia drei Machtblöcke, die auf der traditionellen Gruppenzugehörigkeit basieren: die Bemba-Volksgruppe im Norden und Nordosten, die Tonga, Lozi, Luvale, Lunda und Kaonde im Westen und Zentrum, und schließlich die Ngoni im Osten Sambias.

Dieser historische Abriss ist wichtig, um die Besonderheit des Landes zu verstehen. Nach der Unabhängigkeit 1964 kam es zunächst zu Spannungen. Dem innenpolitischen Druck begegnete Kaunda 1973 mit der Einführung eines Einparteiensystems und dem Verbot aller anderen oppositionellen Vereinigungen. Dem Unmut des Volkes begegnete Kaunda nun mit hartem Kurs, indem er systematisch seine Alleinherrschaft sicherte, Opposition und Presse gleichschaltete. Mit der Abschaffung des Ministerpräsidentenamtes 1973 verriet er seine bisherige im Grunde eher demokratische Gesinnung. Man spricht daher seit 1973 von der „Zweiten Republik Sambias“.

Dennoch hatte Kaunda 27 Jahre lang friedlich und mit Bedacht regiert. Er war stets diskussionsbereit und diplomatisch geblieben und hatte auf diese Weise sein eigenes Land durch manche Krise geführt und eine wichtige ausgleichende Rolle im südlichen Afrika gespielt. Das Land kennt weder Kriege mit anderen Nationen noch Spannungen innerhalb der eigenen Grenzen. Es ist Kaunda zu verdanken, dass die rund 70 verschiedenen Ethnien harmonisch miteinander leben. Die für Afrika typische Mischung von Stämmen in einem Land führt oft zu kriegerischen Auseinandersetzungen. In Sambia blieben sie weitestgehend aus. Da jede Gruppe eine eigene Sprache pflegt, verständigen sich die Völker untereinander in Englisch.

Ein Grund dafür: Kaunda folgte von Anfang an seiner gesellschaftspolitischen Philosophie, die verschiedenen Stämme miteinander zu mischen. „Unter dem Slogan ‚One Zambia, One Nation‘ haben wir viele Erfolge erreicht“, sagt Kaunda in einem Interview mit der unabhängigen Tageszeitung *The Post*. „Seit Beginn meiner politischen Karriere war ich davon überzeugt, dass der beste Weg, Sambier zu vereinen, eine Politik ist, die darauf abzielt, Hochzeiten zwischen Mann und Frau aus verschiedenen Stämmen zu fördern.“ Damit hatte er Erfolg. In Sambia leben die verschiedenen Völker friedlich miteinander. Zwar identifiziert sich jeder Sambier mit seinen Stammeswurzeln, doch kriegerische Auseinandersetzungen gibt es nicht.

Die friedliche Geschichte des Vielvölkerstaates verpflichtet gegenüber Fremden. Die heutige Regierung unter Präsident Levy Mwanawasa heißt auch die neuen Farmer aus dem südlichen Nachbarland willkommen. Sie bietet günstige Investitionshilfen: Der Steuersatz auf landwirtschaftliches Einkommen liegt bei 15 Prozent – und damit halb so hoch wie in anderen Wirtschaftssektoren; die Steuerzahlungen können um fünf Jahre verschoben werden; die Einfuhr von landwirtschaftlichen Geräten ist zollfrei. Im August 2004 traf sich der Regierungschef mit immigrierten Simbabwe-Farmern in der nordsambischen Stadt Mkushi, um ihnen mitzuteilen, dass die Regierung die Eigentumsrechte der Neuen respektieren werde und ihren Beitrag zur Diversifizierung der Wirtschaft durchaus zu schätzen wisse.

Auch außenpolitisch vertritt die Regierung die Belange der Einwanderer. Bis heute weigert sie sich beispielsweise, das Regelwerk der Weltgesundheitsbehörde der Vereinten Nationen (*World Health Organisation Framework Convention on Tobacco Control*) anzuerkennen. Darin verpflichten sich die Staaten zu einer stärkeren Kontrolle des Tabakanbaus und einem langsamen Eindämmen der Produktion. Landwirtschaftsminister Munida Sikatana hat die Bedeutung des Tabaks für die wirtschaftliche Entwicklung des Landes hervorgehoben. „Die Zukunft der Landwirtschaft liegt nicht allein in der Förderung des Maisanbaus“, sagt Sikatana. „Wir müssen jeden Anbau fördern, der Farmern genügend Einkommen beschert, damit sie sich Nahrungsmittel und andere Güter kaufen können“, so Sikatana. „Es ist unmöglich, von heute auf morgen die Tabakproduktion einzustellen.“ Die Regierung werde die Belange der Farmer weiterhin nach außen verteidigen.

## **5. Tabakfirmen – die wahren Profiteure**

„Wir fühlen uns sehr gut aufgenommen“, sagt Bauer Arangies. Doch die staatliche Unterstützung allein reicht längst nicht aus, den Neustart in Sambia zu wagen. Große Tabakunternehmen wittern ihre Chance und springen

ein. Sie locken die Farmer aus Simbabwe nach Sambia. Kaum einer der Vertriebenen hat sich als eigenständiger Unternehmer in Sambia niedergelassen. Die überwiegende Mehrheit bindet sich an die hiesigen Tabakkonzerne.

Der finanzielle Einsatz jedes einzelnen Farmers ist enorm. Arangies und Watt investierten im Jahr 2003 rund 600.000 Dollar. Sie kauften mit dem Geld das Land, befreiten es von Bäumen und Wurzeln, installierten Bewässerungsanlagen und bauten Hütten sowie Brennöfen. Zusätzlich benötigen sie jedes Jahr rund 600.000 Dollar, um die Löhne der Arbeiter, den Dünger und die Saat zu finanzieren.

Das meiste finanzieren die Farmer über Kredite, die von Banken wie Barclays Bank Zambia oder Standard Chartered kommen. Doch in Wahrheit sind die großen Tabakkonzerne die Strippenzieher dieser Deals. Denn das Finanzsystem ist unterentwickelt. „Die Banken haben keine Erfahrungen mit landwirtschaftlichen Betrieben“, sagt Arangies. Ein Cashflow-Plan habe dort keine Bedeutung. Zinsen für Fremdkapital liegen zudem bei 30 bis 40 Prozent – meist sogar weit drüber.

Die Farmer gehen deshalb einen Vertrag mit den Tabakunternehmen ein. Arangies und Watt unterzeichneten einen Kontrakt mit Zambia Leaf Tobacco Company Limited (ZLT), der Nummer drei in Sambia. „Das Angebot war der entscheidende Grund, warum wir den Neuanfang in Sambia gewagt haben“, sagt Arangies. „Ohne Unterstützung von ZLT hätten wir keine Chance gehabt.“

Ihre Unabhängigkeit geben die Farmer dafür auf. Sie sind künftig angestellte Manager des Unternehmens. Von jedem Farmer, der bei ZLT anfängt, wird ein Eigenbeitrag in Höhe von mindestens 150.000 Dollar erwartet. Die Kredite zahlen sie in Tabak an die Unternehmen zurück.

Die in Sambia operierenden Tabakfirmen wie ZLT sind die wahren Profiteure des Regimes in Simbabwe. Als Mugabe vor fünf Jahren mit der Vertreibung begann, witterten die Tabakkonzerne Profit. Und sie sind auf dem besten Weg, ihre Gewinne zu maximieren. Die Zeit arbeitet für sie. Denn die Verträge binden die Farmer auf lange Frist an die Konzerne – und die entwickeln sich zum Nachteil der Farmer.

Die Einkaufspreise für ein Kilo Tabak sind für die kommenden zehn Jahre festgelegt. So erzielen die Tabakfarmer für ein Kilo Tabak der Premiumqualität 2,70 Dollar. Für eine Qualitätsstufe darunter gibt es 2,40 Dollar. Die Spanne umfasst Klassen 5 (hochwertig) bis 1 (schlechte Qualität). Das Problem: „Der Verkaufspreis bleibt konstant, aber die Inputkosten sind in den vergangenen Jahren gestiegen“, sagt Arangies. Kostete 2003 die Bewirtschaftung eines Hektars Land 2.100 Dollar, müssen die Farmer heute 3.500 Dollar zahlen. Drei Gründe sind dafür ursächlich: Die Farmer setzen mehr

Arbeiter ein als geplant. Der schlechte Wechselkurs des sambischen Kwacha gegenüber dem südafrikanischen Rand verteuert die Maschinen, die hauptsächlich aus Südafrika importiert werden. Zudem hat die Benzin- und Dieselnappheit den Preis für einen Liter Treibstoff auf nahezu deutsches Preisniveau gehoben. An den Tankstellen bildeten sich Ende Oktober und Anfang November lange Autoschlangen.

„Der Vertrag mit der Tabakfirma ist vernünftig“, sagt Arangies. „Schließlich hatten wir vor wenigen Jahren keine andere Wahl.“ Doch wirklich fair sei er nicht. Steigende Kosten ergeben für uns erhebliche Nachteile. Die Tabakfirmen sind die wahren Gewinner der Situation in Simbabwe. Ausländische Tabakkonzerne wie der weltweit größte Produzent Universal Corp. oder die Nummer drei Standard Commercial Corp. verdienen gut. Sie kaufen den Tabak preiswert ein und verarbeiten ihn zu Marken wie Camel oder Marlboro.

Ein Auktionssystem gibt es nicht. In Harare, der Hauptstadt Simbabwes, haben die Farmer jedes Jahr ihren Tabak entsprechend nach Angebot und Nachfrage verkaufen können. „Wir haben dort den qualitativ gleichen Tabak hergestellt, konnten aber zu einem faireren Preis verkaufen“, sagt Arangies.

In der Hauptstadt Lusaka sitzt Dave Bradshaw in seinem Büro. Ein Ventilator bläst die schwül-heiße Luft durch den Raum. In der Ecke des nüchternen Zimmers steht ein Kühlschrank. Das Summen des Gerätes wird allenfalls durch das Zwitschern der Spatzen unterbrochen, die durch die schmalen Spalten in den Wänden ins Zimmer gelangen. Bradshaw ist Chef der ZLT. In seinem Computer sucht er nach seinen wertvollsten Mitarbeitern. Ein Mausclick öffnet die Liste der 60 Farmer, die zur ZLT gehören – allesamt Zimbabwer, allesamt geflohen vor Diktator Mugabe.

Auch Bradshaw ist Simbabwe und Neuankömmling in Sambia. Zuvor war er Farmer in Malawi, bis er vor drei Jahren die Geschäftsführung der ZLT übernahm. Sein Vater war vor fünf Jahren einer der ersten Farmer, die im südlichen Nachbarland die Repressionen des Diktators miterleben mussten. Unter Zubilligung einer Entschädigung gab er die Farm freiwillig zurück. Einen Teil der Abfindung sollte er in bar erhalten, den Rest in Staatsanleihen und als Einzahlung in einen Rentenfonds. Doch auf die zugesagten Summen wartet er bis heute.

Bradshaw wirkt unscheinbar, aber sympathisch. Er trägt eine eckige, schwarze Brille, ein kurzärmeliges Hemd und eine beige Stoffhose. Es frustriert ihn, wenn er an alte Zeiten denkt. Seine Stimme ist ruhig. Er erzählt Geschichten von gelynchten Haustieren in Vorgärten und aufgebrachten Einheimischen, die befreundete Familien entführten und misshandelten. Dann erzählt er die Geschichte einer Journalistin, die in einer Frauenzeitung einen Beitrag über Mugabe verfasst hatte und ihn darin zum Helden der Schwar-

zen machte. Das war 2002. Vergangenes Jahr habe er ein Interview mit ihr in einer Wirtschaftszeitung gelesen – diesmal sei sie gegen das Regime gewesen: „Die Frau hat ihre Meinung um 180 Grad gedreht“, sagt Bradshaw mit einer gewissen Genugtuung. Es tut ihm weh, wenn Unterstützer von Mugabe öffentlich zu Wort kommen. Gerade sei er dabei, die beiden Artikel aufzutreiben, um sie an die Bürowand zu hängen. Und jedem Besucher zu zeigen: Seht her, selbst ehemalige Befürworter des Diktators halten ihn nun für einen schlechten Mann.

Bradshaw ist froh, im Nachbarland Sambia eine neue Heimat gefunden zu haben. „Die Situation hier ist friedlich“, sagt er. „Die Leute sind entspannter und nicht so militant wie die Simbabwer.“ Vor allem ist Sambia eine gute Ausgangsbasis für erfolgreiche Landwirtschaft. Als Manager der ZLT hat er Sambia als neues, interessantes Investitionsland entdeckt. „In den vergangenen drei Jahren haben wir 40 Millionen US-Dollar investiert“, sagt Bradshaw. Die Tabakernte stieg von 2,8 Tonnen im Jahr 2004 auf 23 Tonnen ein Jahr später. Diese Saison rechnet er mit insgesamt 30 Tonnen – einer Steigerung von rund einem Drittel.

Auch Universal konnte jedes Jahr eine höhere Tabakernte einfahren. Im Jahr 2000 kaufte das Unternehmen gerade einmal 4,9 Tonnen Tabak ein. Im Jahr 2004 lieferten 47 Groß- und 5.515 Kleinbauern dem Unternehmen insgesamt 18 Tonnen.

## 6. Der Agrarsektor wächst

Natürlich profitiert die sambische Agrarwirtschaft von den Neuen. „Der Einzug der simbabwischen Farmer nach Sambia ist ein Segen für die Landwirtschaft“, sagt Chance Kabaghe, Präsident der Zambia Seed Co, einer Firma mit Sitz in Lusaka, die Garten- und Saatgut vertreibt. „Sie bringen die neuesten Technologien und das Wissen mit ins Land.“ Früher war Kabaghe Landwirtschaftsminister.

„Wir erwarten, dass die kommerziellen Farmer Wissen und Erfahrungen weitergeben an die Kleinbauern, quasi in Form eines Mentoringsystems“, sagt Karen Whelan, eine Sprecherin des Tabakunternehmens Universal. Die Farmer aus Simbabwe wüssten, wie sie die Qualität des Tabaks erreichen, die auf den internationalen Märkten verlangt wird.

Die Erwartungen an die neuen Farmer sind hoch. Doch gute Gründe sprechen dafür, dass sie sich einstellen. Seit jeher arbeiten weiße Großfarmer und schwarze Kleinbauern in Sambia kooperativ miteinander. Das ist ein Verdienst der Zambia National Farmer Union (ZNFU), der Berufsgenossenschaft, die alle Bauern im Land gemeinsam und erfolgreich vertritt. Seit

1905 vertritt sie als nicht-politische Lobbyvereinigung die Interessen der Mitglieder. Bis 1964 war die Mitgliedschaft auf die Großbauern beschränkt. Seitdem steht der Club auch Einzelpersonen offen, um der großen Bedeutung der Kleinfirmen Rechnung zu tragen. In der Region ist das eine Ausnahme. Während in den meisten Nachbarländern getrennte Organisationen existieren, ist Sambia einen anderen und sehr erfolgreichen Weg gegangen. „Die ZNFU“, so heißt es in der Satzung, „fördert und sichert die Interessen ihrer Mitglieder sowohl als Einzelpersonen als auch als Unternehmen“.

Im doppelstöckigen Hauptquartier der ZNFU herrscht Hochbetrieb. Die Ständevertretung der Kleinbauern und Großfarmer hat ihren Sitz im Industriegebiet von Lusaka. Das Telefon klingelt unentwegt. Mitarbeiter im Businesslook mit langärmeligen Hemden, Krawatte und Stoffhose laufen durch das enge Empfangszimmer. Guy Robinson, Präsident der Bauernvereinigung empfängt seine Gäste in seinem Sechs-Quadratmeterbüro: Zwei Ledersessel, ein alter Holztisch und sein Schreibtisch.

Kommt eine größere Delegation, nutzt er den massiven Holztisch im Nebenzimmer. Zehn Ledersessel stehen drum herum. Ordnerbeladene Regale reihen sich um den Tisch. Sie sind beschriftet mit VAT für Mehrwertsteuer oder ZNFU für die Mitgliederlisten. Mehr als 40.000 Kleinbauern und 450 Großbauern vertritt Robinson. Das macht ihn zu einem der mächtigsten Männer im Land. Im Landwirtschaftsministerium geht er ein und aus. Zu Präsident Levy Mwanawasa pflegt er engen Kontakt.

„Sambia ist die afrikanische Erfolgsgeschichte“, sagt Robinson. „Insbesondere die Landwirtschaft entwickelt sich prächtig und trägt einen immer größeren Beitrag zum Bruttoinlandsprodukt bei.“ 1990 steuerten Agrarprodukte nur 12 Prozent zum BIP bei. Heute sind es 17 Prozent. So konnte das Land 2004 mehr Mais exportieren als importieren: 50.000 Tonnen gingen nach Angola, 70.000 Tonnen wurden nach Malawi verkauft. Die Tabakfirmen melden astronomische Steigerungsraten. Produzierten sie im Jahr 2000 nur 4.000 Tonnen, waren es 2004 bereits 15.000 Tonnen – eine Vervierfachung und die Tendenz ist steigend. Auch die Produktion von Sojabohnen konnte gesteigert werden.

„Der Anbau von Tabak beispielsweise benötigt viele Arbeiter“, sagt Robinson. Die neuen Farmer hätten vielen Menschen, die zuvor in ihren Dörfern ohne Beruf waren, einen Job gegeben. Im Schnitt beschäftigt jeder der 150 neuen Farmer 100 bis 120 festangestellte Arbeiter. Hinzu kommen Saisonarbeiter, die als Tagelöhner Geld verdienen würden. Im Schnitt bekommen sie 6.500 Kwacha pro Tag, das sind umgerechnet rund 1,65 Euro.

An der Eisenbahnlinie, die sich von Süden nach Norden durch das Land zieht, haben sich mehrere landwirtschaftliche Zentren entwickelt. An der Grenze zu Simbabwe beispielsweise, rund um die Touristenstadt Living-



stone, haben sich viele simbabwische Farmer niedergelassen. Nördlich von Lusaka finden sich kleine Zentren in Kabwe oder Mkushi, nahe der Grenze zum Kongo. Rund 300 Kilometer südlich von Lusaka haben fast 30 Großbauern um die Kleinstadt Choma herum eine neue Heimat aufgebaut.

## 7. Choma – eine Stadt entwickelt sich

Der Ort boomt. Es sind nur rund 300 Meter vom Ortseingang bis -ausgang. Eine BP- und eine Total-Tankstelle markieren die nördliche und südliche Stadtgrenze. Die Verbindungsstraße von Lusaka nach Livingstone windet sich als einzige geteerte Straße durch die Ortschaft. Auf ihr und den zahlreichen staubigen Nebenstraßen blühen die Geschäfte: Ein Händler stapelt alte, abgefahrene Reifen vor seinen Laden. Ein Schneider näht mit einer alten Singer-Maschine den Rock einer Dame zusammen. Eine Sambierin wartet mit ihrem zweijährigen Kind auf Käufer ihrer Holzschnitzereien. Gleich nebenan reparieren Teenager Autos und entkernen schrottreife Wagen, denen auch kein letzter Hauch Leben mehr zu entlocken ist. Sambierinnen verkaufen Obst, Gemüse und Nüsse. Entlang der Asphaltstraße stehen rote, grüne und gelbe Holzhütten, in denen Geschäftsleute Prepaidkarten der örtlichen Telefongesellschaften Zamtel und Telecel oder CD's, Schlösser oder Werkzeuge verkaufen. Aus den Boxen des CD-Ladens auf dem Markt ertönen Ohren betäubende Rap-Rhythmen – in mäßiger Klangqualität.

Die Bushaltestelle ist fest im Griff der Jugend. Vor dem nahe liegenden Star Snacks, einer Imbissbude, sitzen sie auf weißen Plastikstühlen, reden miteinander und warten auf den nächsten Bus, der Einheimische sowie Touristen auf dem Weg nach Süden oder Norden durch das Städtchen schleust. Durch die Fensterscheiben verkaufen sie Bananen, Äpfel oder die neueste Ausgabe der Tageszeitungen Post oder Times of Zambia. Wer zu den Besserverdienern gehört, kauft sich vielleicht irgendwann eins der vielen blauen Taxen, die in Choma auf der Straße auf Kundschaft warten. Den Wagen fehlt oft das Nötigste, doch das Geschäft ist lukrativ: Eine kurze Fahrt durch das Dorf bringt um die zwei Dollar.

Die Marktwirtschaft hat sich ihren Weg in das einst verschlafene Nest geebnet. „Vor zwei Jahren waren die meisten Shops leer“, weiß Tim Carter, der als Farmer aus Simbabwe vor sechs Jahren hier ansiedelte. Heute würden vor allem indisch-stämmige Kaufleute gute Geschäfte machen.

Die rund 30 Großbauern haben den Einheimischen Arbeit gegeben. „Vor drei Jahren musste ich jeden Tag 10 bis 20 Arbeitern einen Laufpass geben“, sagt Carter. „Sie waren auf der Suche nach Arbeit, aber ich hatte genügend Kräfte.“ Heute käme kaum einer mehr vorbei, weil die meisten Tagelöhner

Arbeit bei den neuen Nachbarn gefunden hätten. Die meisten seiner Arbeiter wohnen in kleinen Strohhöhlen direkt neben den Feldern. So wie Carter beherbergen die meisten anderen Farmer rund 80 bis 90 Prozent ihrer Angestellten in eigenen Dörfern in nächster Nähe. Fließend Wasser, Toiletten und kleine Parzellen für den Eigenanbau stellen sie ihren Arbeitern ebenfalls zur Verfügung. Für die nötigsten Einkäufe kommen die Hilfskräfte nach Choma.

Durch die Simbabwer haben sich die Lebens- und Arbeitsverhältnisse auch für die Großbauern geändert, die bereits seit Jahrzehnten in der Gegend wirtschaften. Einer von ihnen ist Anka Nyman-Jorgensen, ein Däne, der in den 60er Jahren nach Choma kam. Er trägt eine Kakihose und ein hellblaues Hemd. Sein Bauchansatz und der weiße Rauschebart erinnern an Almöi, den Großvater von Heidi. Nyman arbeitete acht Jahre lang als Entwicklungshelfer. Heute ist er erfolgreicher Farmer und bewirtschaftet rund 2.000 Hektar. Er produziert Tabak, Chili sowie Mais und hat mehrere Hektar große Eukalyptusplantagen. Außerdem züchtet er Rinderherden und hält mehrere Esel.

„Die Sim-Farmer ziehen neueste Technologie und Know-how aus Simbabwe an“, sagt der Däne. So sei die Anzahl der Händler, die landwirtschaftliche Maschinen, neueste Anbaumethoden und innovative Düngerprodukte anbieten, in den vergangenen Jahren stark gestiegen. „Die Stadt wird von Agrarfirmer nicht mehr links liegen gelassen, denn immerhin sind rund 30 Großbauern aus dem südlichen Nachbarland in die Region um Choma gezogen.“

Nyman kennt und liebt Land und Leute. Seine Frau ist Deutsche. Die gebürtige Rheinländerin kam einige Jahre nach der Unabhängigkeit Sambias Ende der 60er ins Land. Das Haus mit dem Reetdach verrät ihre europäische Herkunft. Im Wohnzimmer stehen Holztische und eine moderne Sitzcouch. In der Küche läuft Filterkaffee aus der Kaffeemaschine.

Stolz ist Nyman auf das gute Verhältnis zu den sambischen Kleinbauern. „Bei der Landwirtschaft gibt es nicht nur dich und deine Nachbarn“, sagt Nyman. „Es ist eine Gemeinschaft, die vom gegenseitigen Nehmen und Geben lebt.“ Mal benötigten die Kleinbauern Ratschläge von ihm, mal brauche er ihre Hilfe. Beispiel Tagelöhner: „In bestimmten Phasen brauche ich zusätzliche Arbeitskräfte“, sagt Nyman. Auf Grund der guten Beziehung zu den angrenzenden Kleinbauern brauche er nicht umständlich in der Kleinstadt Choma suchen. „Ich frage meine Nachbarn und bekomme schnell und unkompliziert mehrere Arbeiter zur Seite gestellt.“ Nyman beschäftigt derzeit rund 140 festangestellte Arbeiter. In der Hochsaison verdopple sich die Anzahl schnell. Die rund 80 Familien, die in Subsistenzwirtschaft leben und für 500 Menschen Arbeitgeber sind, geben gerne Arbeitskräfte ab oder ken-

nen Tagelöhner, die für ein paar Tausend Kwacha pro Tag arbeiten. Im Gegenzug gibt Nyman technischen Rat.

Im vergangenen Jahr brauchte er auch Hilfe, als eine seiner Kühe das Weiße suchte. Nur in Zusammenarbeit mit benachbarten Kleinbauern konnte das entflohene Tier eingefangen werden. „Ein netter Kleinbauer hat es mir gebracht“, sagt Nyman. „Ohne Vertrauen und gegenseitiger Zusammenarbeit wäre so etwas nicht möglich.“ Da hätte er das Tier abschreiben können.

## 8. Neue Spannungen

Das Leben hat sich für Nyman seit dem Zuzug der weißen Farmer aus Simbabwe geändert – nicht immer zum Positiven. Die Konzentration der Neuen auf bestimmte Regionen bringt neue Probleme mit sich. So hat sich beispielsweise der Wettbewerb um Arbeitskräfte verschärft. „Die Situation ist unetlicher geworden“, sagt Nyman. Die neuen Nachbarn hätten Scouts losgeschickt, um Arbeiter von ihm abzuwerben. Rund 15 Prozent seiner Arbeitskräfte haben die neuen Angebote angenommen.

Zudem ergeben sich zunehmend Probleme mit den Wasservorkommen. Die rund 30 neuen Nachbarn bauen zur Bewässerung ihrer Felder sowohl Dämme, für die sie von der Regierung Wasserrechte erwerben. Gleichzeitig nutzen sie Bohrlöcher. Problem: Bislang ist die Nutzung von Grundwasser nicht an Nutzungsrechte gekoppelt. Wer einen Brunnen für die Bewässerung einsetzt, kann so viel Wasser entnehmen, wie seine Anlage es ermöglicht. Folge: Das Wasser wird knapp.

In der Tat ist der Grundwasserspiegel in den vergangenen fünf Jahren stark abgesunken. „Wo früher Bäume blühten, stehen heute tote Äste“, sagt Nyman. „Wir brauchen ein Gesetz, dass die Nutzung der Wasservorkommen regelt“, sagt der Däne. Zudem fehle ein verlässliches Monitoring. „Wir wissen nicht einmal, wie sich die Wasservorkommen in jüngster Zeit entwickelt haben.“

Bis es soweit ist, investieren die Sim-Farmer mit Unterstützung der Tabakfirmen weiterhin in den Bau von Bohrlöchern. Einer von ihnen ist sein Nachbar Carter. Vor kurzem hat er sein zehntes Loch gebohrt. „Tabak ist eine durstige Pflanze“, sagt Carter. Hundert Meter lange Stahlgerippe, die wie Kraken über die Felder rollen, bewässern vollautomatisiert die Felder.

Nyman und Carter haben trotz der Dispute um das Wasser ein gutes Verhältnis miteinander. Beide schätzen gute Beziehungen sehr – auch der Kontakt zu den lokalen Kleinbauern ist ihnen wichtig. Carter, der erst vor sechs Jahren nach Choma kam, hat die hohe Bedeutung von Nachbarschaft in Sambia zu schätzen gelernt. In Sambia würden sich Weiße und Schwarze

mehr miteinander vermischen. Ob in Kneipen, Schulen oder Kirche, jeder spreche mit jedem. „Wenn es um das Thema Landwirtschaft geht, sitzen alle in einem Boot und die Leute diskutieren miteinander“, sagt Carter. In Simbabwe seien die Weißen eher unter sich geblieben. Eine Entwicklung, die auch in Sambia verstärkt zu beobachten ist und verstärkt zu Konflikten führen könnte.

Es ist Mittwoch in Choma – kein Tag wie jeder andere. Abends im Sportclub treffen sich Farmer aus Simbabwe und trinken Bier. Es bleibt selten bei einer einzigen Flasche. Die Farmer sind trinkfest und geben an einem Abend gerne mal 50.000 Kwacha aus – umgerechnet zehn Flaschen der Marken Mosi oder Castle. Backsteine verzieren die Thekenfassade. Davor stehen schlichte Hocker mit kaputten Sitzkissen.

Im Nebenraum stehen ein Fernseher, ein Tisch mit Plastiktischdecke und rund 20 Sessel mit Metallgestell und roten Lederbezügen. Kaltes Neonlicht durchflutet die Bar, die den Charme einer sozialistischen Funktionärstheke verströmt. An das Gemeinwohl denken die Farmer, die sich jeden Mittwoch zum Bier verabreden, kaum. „Sie wollen unter sich bleiben und schotten sich ab“, sagt Nyman. „Sie graben sich ihr eigenes Grab.“

Nyman ist nicht unbedingt gut auf die Neuen zu sprechen. Der Däne vermisst den Willen zur Integration. „Kooperation in Sambia ist wichtiger als die Neuankömmlinge glauben“, sagt der Däne. Doch keiner der Sim-Farmer habe bei ihm angeklopft, um neues Mitglied im lokalen Bauernverband zu werden. Sie unterschätzten die integrierende Wirkung der Farmer Association. Als Präsident der lokalen Bauernvereinigung genießt Nyman hohes Ansehen in der Region. Solches müssen sich die Neuankömmlinge aus Simbabwe erst erarbeiten.

Außerdem könnte sich der Ruf der weißen Farmer als gerechte Arbeitgeber ändern. Ein Drittel der Arbeiter, die Nyman an die simbabwischen Bauern verlor, kehrte reumütig wieder zurück. „Sie haben gemerkt, dass die Arbeitsbedingungen weitaus schlechter sind als auf meiner Farm“, sagt Nyman. „Die Sim-Farmer sind strenger und schlagen einen weitaus härteren Ton an.“ So dürften die Frauen ihre Kinder oft nicht mit zur Arbeit mitnehmen. Außerdem habe er Beschwerden gehört, dass die Simbabweer den Arbeitern keine Freizeit gönnten und kein Essen ausgaben.

Ein Farmer, der seinen Namen für den Artikel nicht preisgeben möchte, ist einer dieser typischen, wenn auch gemäßigten Simbabweer. Er sitzt auf einem weißen Plastikstuhl auf einer Empore inmitten einer rund 1.000 Quadratmeter großen Halle. Aus einer Höhe von zwei Metern blickt er über seine Arbeiterinnen hinweg. Im Neonlicht getränkten Raum zupfen rund 50 Frauen die getrockneten Tabakpflanzen auseinander. Nasser Tabakgeruch und hohe Luftfeuchtigkeit erschweren das Atmen. Kein Lachen, wenige Ge-

spräche. „Ich beobachte die Arbeiterinnen und behalte so die Kontrolle“, sagt der 43-Jährige. Jeden Tag sitzt er dort oben auf der Anhöhe, behält den Überblick und zündet sich pro Stunde eine Zigarette an.

Als Mugabe's Regime ihn aus Simbabwe warf, hat er das Rauchen wieder angefangen – nach neun Jahren Abstinenz. Das war im Jahr 2002. Wie fast alle weißen Farmer hat auch er alles verloren. 180 Hektar besaß er in seiner alten Heimat. Kurz vor seiner erzwungenen Abreise kaufte er sich einen neuen Land Rover. Auch den musste er abgeben.

Lässig lehnt er später an der Motorhaube seines weißen Toyota Pick-Ups und erzählt von seiner Farm und dem Leben in Simbabwe. Durch die Ray-Ban-Sonnenbrille sind seine Augen nicht zu sehen. Aus der kurzen Sporthose ragt ein Walkie Talkie, das ihn auf dem Laufenden hält.

Solange Mugabe an der Spitze der Regierung in Simbabwe steht, ist das Land tabu für ihn. „Mit Politik hatte ich nie etwas zu tun“, sagt er. Als Weißer in Afrika sei das eine heikle Sache. „Politik sollen die Afrikaner machen“, sagt er. Nur dumm, dass er vor drei Jahren versehentlich in einen Konvoi oppositioneller Simbawer gelangte. Er war auf dem Weg zum Jagen. Der Konvoi wurde von der Polizei angehalten. Seitdem war er gebrandmarkt – und das Leben eine einzige Flucht. Seinen Haustieren wurden im Vorgarten seines Hauses die Knochen gebrochen – als Warnzeichen der schwarzen Simbawer und aus Hass gegen die weißen Großgrundbesitzer.

Einer seiner sambischen Arbeiter kommt auf ihn zu. Er ist jung, trägt einen Blumann und fährt auf der Farm Traktor. Er will wissen, ob er aufs Feld fahren soll. Seine Stimme ist kaum hörbar und zittert. Er räuspert sich, setzt noch einmal an und wiederholt die Frage. Das Zucken in seinen Augen verrät seinen tiefen Respekt vor dem weißen Farmer. Der Bauer gibt eine klare, laute und knappe Antwort. Der Junge bedankt sich und geht.

Der simbabweische Farmer ist sichtlich stolz auf sein Land. Er genießt den ihm entgegengebrachten Respekt. Er ist Chef. Am Tor zu seiner Farm steht ein Wächter mit Gewehr in der Hand. Zäune grenzen seinen Hof von anderen Grundstücken ab. Mit sieben anderen vertriebenen Farmern teilt er sich das 2.000 Hektar große Arenal, das früher einem Sambier gehörte. „Vor drei Jahren hatte es einen Wert von rund 60.000 US-Dollar“, sagt er. Heute müssten Investoren 1,75 Millionen US-Dollar hinblättern. In dieser Zeit haben die Neankömmlinge aus dem zum Teil brach liegenden Land bestes Anbaugelände gemacht.

Die Geschäfte laufen nicht schlecht. „Im ersten Jahr hatten wir eine Rekordernte“, sagt der 43-Jährige, der Frau und zwei Töchter ernähren muss. Vergangenes Jahr habe die Dürre das Leben schwer gemacht. „Unterm Strich liegen wir bei Plus minus Null.“ Die Erträge würden zumindest die laufenden Kosten decken.

Der Neuankömmling in Sambia kennt die Geschichten von Farmern, die ihre Arbeiter angeblich schlecht behandelten. Ob etwas an den Gerüchten dran sei? „Wissen Sie“, sagt er, „Tabak ist eine schwierige Pflanze, die viel Sorgfalt verlangt.“ Da könne es schon mal passieren, dass der Ton härter sei. Ein paar seiner Kollegen, mit denen er das 2.000 Hektar große Grundstück teilt, würden nicht immer gut mit ihren Arbeitern umgehen, gibt er später zu.

Eine kleine Meldung hat am 17. Oktober 2005 die sambische Gesellschaft aufgerüttelt. Ist die Nachricht in der einzigen unabhängigen Tageszeitung *The Post* Vorbote einer Entwicklung mit Gefahrenpotenzial? Andrew Clarkson, ein simbabwischer Farmmanager aus Chongwe im Norden Sambias soll Arbeiter misshandelt und eingeschüchtert haben. „Er beleidigt uns und wirft uns Schimpfwörter an den Kopf“, sagt einer der Arbeiter. Sein Dienstmädchen behauptet, er habe sie ungerechterweise des Diebstahls verdächtigt und daraufhin die Probezeit von sechs auf neun Monate ausgedehnt, obwohl das illegal sei. Keine zwei Tage später wird Clarkson vorübergehend von der Tabakfirma suspendiert.

Auch Gesundheitsministerin Sylvia Masebo schaltet sich ein. Die Arbeiter müssten wie Menschen behandelt werden. Es könne nicht sein, dass sich Investoren, die in Sambia als Partner in der wirtschaftlichen Zusammenarbeit begrüßt werden, derartige Fehltritte erlauben. „Rassistische Töne haben in diesem Land nichts zu suchen“, wird sie in *The Post* zitiert.

„Die Regierung muss aufpassen, dass in Sambia keine Spannungen zwischen der weißen und der schwarzen Bevölkerung aufkommen“, bestätigt Venkatesh Seshamani, Wirtschaftsprofessor an der Zambia University in Lusaka. Noch sind es vor allem weiße südafrikanische Geschäftsleute, die schwarze Arbeitskräfte teilweise ausbeuten würden. Ihre Erfahrungen aus Zeiten der Apartheid hätten viele internalisiert. „Viele Weiße benutzen eine schlechte Sprache gegenüber den Sambiern und zahlen einen niedrigen Lohn.“ Dies könne negative Emotionen auslösen – insbesondere, wenn auch die Neuen aus Simbabwe Probleme schüren.

## **9. Die Kleinbauern – ihre ungewöhnlichen Alltagsprobleme**

Für die vielen hunderttausende Kleinbauern sind diese drohenden Spannungen zweitrangig. Sie sorgen sich um ihre eigenen Probleme. Rund 1,3 Millionen Familien ernähren sich von der Landwirtschaft. Die Anzahl derer, die das Business professionell betreiben, liegt bei etwa der Hälfte: 500.000 Bauern beackern eine Fläche von bis zu zehn Hektar Land. Knapp 200.000 Landwirte bauen bis zu 60 Hektar an und rund 2.000 Großbauern zählen

mehr als 60 Hektar Land zu ihrem Gebiet. Die restlichen rund 600.000 arbeiten als Kleinbauern in Subsistenzwirtschaft. Diese Gruppe profitiert weder vom Know-how der weißen Einwanderer noch können sie auf nennenswerte Unterstützung der Regierung hoffen.

Oft stehen sie ganz ungewöhnlichen Problemen gegenüber. Vor allem in der Südprovinz zertrampeln regelmäßig Elefanten die fruchtbaren Böden und zerstören die Ernteerträge. Mr. Nyambe beispielsweise muss sich mit der Gefahr täglich auseinandersetzen. Er ist ein dicklicher, ruhiger Typ. Sein arg gespanntes Hemd schafft es nicht, den Bauch zu bedecken. Er und seine Frau haben sieben Kinder. Zigmal haben die Dickhäuter seine Orangenplantagen und Tomatensträucher zerstört. „Die Herden kommen in einer Größe von rund 40 bis 50 Tieren“, sagt Nyambe. Angelockt durch den Duft frischer Obst- und Gemüseplantagen und durch die angrenzenden Akazienbäume seien die Herden zwei bis drei Mal pro Woche bei ihm aufgetaucht.

Seit anderthalb Jahren hilft er sich selbst. Mit Unterstützung des Deutschen Entwicklungsdienstes hat er um seine drei Hektar Land einen Zaun gezogen. Daran baumeln alte Stofffetzen, die in Motorenöl und Chilisamen getränkt wurden. „Elefanten mögen den Duft von Chili nicht“, sagt Nyambe. Hinzu kommt eine rund zehn Meter breite Schneise ohne Bepflanzung an den äußeren Grenzen seiner Felder. „Das offene Feld irritiert die Tiere“, so Nyambe. Jede Nacht zündet er zudem Briketts aus Chili und Kuh- oder Elefantendung an. „Der Rauch vertreibt die Dickhäuter“ sagt er. Seit anderthalb Jahren habe er keine Probleme mehr mit den Elefanten gehabt.

Elephant Pepper heißt das Projekt, das Kleinbauern ihre Existenzgrundlage sichern soll. Das Hilfsprojekt kommt – wie viele weiße Farmer – aus dem Nachbarland Simbabwe. Fehlende politische und finanzielle Unterstützung habe die Realisierung dort unmöglich gemacht. Nun profitieren die sambischen Nachbarn.

Während Nyambe sich erfolgreich gegen Elefanten wehrt, leiden seine Nachbarn unter der zunehmenden Gefahr. Im Stuhlkreis unter einem schattenspendenden Baum sitzen fünf von ihnen und wollen von den Erfahrungen Nyambes profitieren. Die zwei Frauen und drei Männer hören geduldig zu, als Nyambe vom Aufbau und von der Funktion der Chili-Fallen spricht. Der älteste von ihnen, ein groß gewachsener Mann mit grauen Haarstränen und stark abstehenden Ohren, meldet sich zu Wort: „Als meine letzte Maisernte durch die Elefantenherde zerstört wurde, bin ich zur Bezirksregierung gegangen und habe nach Kompensation für meine Verluste gefragt“, sagt er mit ruhiger, tiefer Stimme. „Dort antworteten die Beamten, die Elefanten seien nicht aus Sambia, sondern sie kämen aus Botswana und Simbabwe. Dafür könne keine Entschädigung gezahlt werden.“ Das Dilemma der Kleinbauern: Auf Unterstützung der Regierung können sie oft nicht bauen.

Das Elefant-Pepper-Projekt will den Farmern unter die Arme greifen. Doch die gut gemeinte Hilfe stößt nicht immer auf willige Abnehmer. Vom Sinn der Chili-Fallen ist eigentlich jeder überzeugt. Doch schon allein die Anzahl der Anwesenden in der Informationsrunde, die offiziell angekündigt wurde, zeigt das Desinteresse der Dorfbewohner. Obwohl weit mehr als hundert Bauern mit dem Elefantenproblem zu kämpfen haben, erscheinen nur fünf. Um selbst die Chilifallen aufzustellen, müssten die Anwesenden nun investieren: rund 20.000 Kwacha – umgerechnet fünf US-Dollar – für fünf Kilogramm Chilis, um die Fallen bauen zu können. Weitere 10.000 Kwacha würden für die Chilisamen benötigt. So könnten sie den Bedarf an Chili später aus dem eigenen Anbau decken. Doch von der Investition in die Zukunft nimmt jeder Abstand.

Es ist vor allem ein Problem der Kleinbauern: Langfristiges Denken ist vielen fremd. Es gehört ein Stückweit zur Kultur, dass viele Menschen von einem Tag in den anderen leben. Dass sinnvolle Investitionen das Leben in der Zukunft vereinfachen, ist vielen Kleinbauern schwer begreifbar zu machen.

## **10. Die Wirtschaft**

Als Sambia 1964 unabhängig wurde, sagte man dem jungen Staat nach, mit einem „goldenen Löffel geboren zu sein“. Dies galt als Anspielung auf die enormen Erzvorkommen im Copperbelt. Doch Sambia profitierte nur so lange, bis es eine Nachfrage an Kupfer auf dem Weltmarkt gab. Das Land hatte seit jeher auf diese Karte gesetzt und alle anderen Bereiche vernachlässigt.

Die Regierung des unabhängigen Sambia schlug zunächst den Weg in Richtung Verstaatlichungen ein. So wurden die Mehrheit der Bergbau- und Industrieunternehmen sowie Versicherungen und Banken unter staatliche Obhut gestellt. Den privaten Sektor, insbesondere den Handel und das Transportgewerbe versuchte man durch die Verweigerung von Lizenzen an Ausländer zu „sambianisieren“. In den 80er Jahren verstärkte sich die Wirtschaftskrise, weil der Internationale Währungsfonds wegen Zahlungsrückständen sämtliche Kredite einfror.

1992 folgte die Wirtschaftsliberalisierung, die zunächst immense Probleme mit sich brachte. Viele der damals privatisierten Unternehmen sind heute pleite. Die Aufhebung der Subventionen bei der Maisproduktion hat vielen Kleinbauern das wirtschaftliche Genick gebrochen. Die ansteigenden Preise für Mais machten den Erwerb des Grundnahrungsmittels für viele unerschwinglich. Aus Mais machen die Sambier beispielsweise Nshima, eine Art Maisbrei – dem Nationalgericht, der als stopfende Beilage zu Huhn oder



Fisch gereicht wird. Die Abwertung des Kwacha führte zudem zu einer immensen Verteuerung weiterer wichtiger Produkte. Die Inflation erreichte dreistellige Wachstumsraten. Das Wachstum des Bruttoinlandsprodukts (BIP) lag in den 90er Jahren nur zwischen null und einem Prozent pro Jahr.

Erst langsam erholt sich das Land von seiner innovationshemmenden Vergangenheit. „Sambia ist das am meisten liberalisierte Land in der Region“, sagt Ökonomie-Professor Seshamani. Seit dem Jahr 2000 zeige die Wirtschaft Zeichen des Fortschritts. Weitere Liberalisierungen haben das Wachstum auf drei bis vier Prozent pro Jahr angehoben. „Doch das reicht noch nicht aus“, sagt Seshamani. „Um die Armut im Land um ein Prozent zu senken, bedarf es eines jährlichen Wachstumsschubs von fünf Prozent.“ Zudem sind die Inflationsgefahren nicht eingedämmt. Noch immer steigt das Preisniveau um 15 bis 30 Prozent pro Jahr. „Für die wirtschaftliche Entwicklung ist dies immer noch zu hoch.“

Der Human Development Index der Vereinten Nationen listet Sambia auf dem 166. Rang – von insgesamt 177 gewerteten Nationen. Damit gehört es zu den ärmsten Ländern der Welt. Die Punktezahl ist sogar rückläufig. Sambia verlor zwei Plätze gegenüber dem Vorjahr. In die Bewertungen fließen Kriterien wie Lebenserwartung, wirtschaftliche Entwicklung und Zugang zu Grund- und Hochschulbildung sowie Gesundheitsdienstleistungen ein. Die für 2015 gesetzten Ziele der Politik, etwa beim Zugang zur Schulbildung allen Kindern einen Schulplatz anzubieten, scheinen in weiter Ferne. Im Jahr 2003, so der aktuelle VN-Bericht, besuchten nur vier von zehn Kindern im Schulalter eine Grundschule. Erschütternd ist auch das Ergebnis bei der Analyse der Lebenserwartung. Ein Baby, das im Jahr 2003 zur Welt kam, wird statistisch gesehen 37 Jahre alt. Vor vier Jahrzehnten lag die durchschnittliche Lebenserwartung bei mehr als 50 Jahren. Vor allem die steigende Anzahl von HIV-Infizierten ist für den Rückgang verantwortlich.

Sambia ist ein armes Land und noch immer verhungern Menschen, weil ihnen das Nötigste fehlt. Im November 2005 findet eine absurde Entwicklung ihren traurigen Höhepunkt: Im strukturschwachen Norden leiden 1,4 Millionen unter Hunger. Die Dürre des vergangenen Jahres hat die Ernten der Kleinbauern dezimiert. Sie können sich kaum aus eigener Kraft am Leben halten. Monatelang hat die Regierung die Zahl der Hungerleidenden bewusst klein gehalten. Zudem zögert sie, den drohenden Hungertod tausender Bürger als nationale Katastrophe zu definieren. Ohne dieses offizielle Eingeständnis der Regierung weigern sich fast sämtliche internationale Geberländer wie Deutschland, USA oder Japan mit Geldern und Nahrungsmitteln aus Nothilfefonds den Menschen bei der drohenden Katastrophe beizustehen. Erst auf Druck der internationalen Öffentlichkeit gesteht Präsident Mwanawasa die Notsituation ein.

Wie kann es passieren, dass ein Land mit so viel wirtschaftlichem Potenzial nicht in der Lage ist, seinen elf Millionen Bürgern das Überleben zu sichern und welchen Beitrag leisten die neuen Farmer? „Die wirtschaftlichen Erwartungen an uns waren sehr hoch“, sagt Farmer Arangies. „Allerdings sind wir ohne Eigenkapital gestartet.“ Die hoch gesteckten Ziele der Regierung und der Experten könnten niemals erreicht werden. In Simbabwe hätten die meisten eine existierende Farm mit guter Infrastruktur von ihren Vätern und Großeltern übernommen und weiter verbessert. „Wir fangen hier von Null an“, sagt Arangies. „Wir kämpfen selbst um das wirtschaftliche Überleben.“

„Die Sim-Farmer leisten nur einen kleinen Beitrag für die Nahrungsmittelsicherheit im Land“, sagt Ökonomie-Professor Seshamani. Die meisten produzierten Exportgüter wie Tabak, Paprika oder Blumen. Die Maisproduktion überlassen sie meist den Kleinbauern. Immerhin, die Einwanderung der Farmer aus dem Süden hat die Regierung wachgerüttelt. „Landwirtschaft wurde lange Zeit vernachlässigt“, sagt Seshamani. Doch die Regierung um Mwanawasa sei sich der Bedeutung durchaus bewusst, dass sie einen Beitrag zur Diversifizierung der Wirtschaft leisten. Und das ist erklärtes Ziel der Regierung, die sich 2006 der Wiederwahl stellen muss. Drei große Chancen hat das Land: 1. Kupfer, das heute bereits mehr als die Hälfte der Exporte ausmacht. Aufgrund der starken Nachfrage von Kupfer und Kobalt aus China profitiert die Produktion derzeit. 2. Landwirtschaft: Nur 15 Prozent der nutzbaren Fläche werden in Sambia angebaut. Neben dem guten Klima besitzt Sambia fast 45 Prozent der gesamten Wasserressourcen im südlichen Afrika. 3. Tourismus: Bislang konzentrierte sich das Land auf den Bau luxuriöser Upper-Class-Lodges. Das große Potenzial der Reisenden mit mittlerem Budget könnte der wirtschaftlichen Entwicklung zusätzlichen Aufschwung geben.

## **11. Die Chance der Zukunft – der Tourismus**

Die Naturschönheiten des Landes werden erst langsam von der Tourismusindustrie erkannt – auch, weil längst überfällige Infrastrukturprojekte nicht in Gang kommen.

„Lange Zeit wurde der Tourismus als sozialer Sektor betrachtet und nicht als ökonomisches Potenzial“, sagt Dapson Mwendafilumba, Chef einer Hotelkette mit zehn Lodges. Der etwa 40-Jährige hat in Rotterdam Wirtschaft studiert und später einen MBA absolviert. Erst seit drei Jahren würde die Regierung dem Tourismus die richtige Bedeutung beimessen.

Doch was genau ist das Besondere an Sambia? „Sambia ist ein sehr fried-

fertiges Land“, sagt Mwendafilumba. „Das ist unser größtes Asset.“ Touristen suchen Sicherheit und neue Erfahrungen. „Beides bekommen sie in Sambia“, sagt Mwendafilumba. Sambia sei das wahre Afrika.

In Livingstone, dem Südzipfel von Sambia an der simbabwischen Grenze ist der Tourismus bereits angekommen. Die Stadt boomt, seitdem Mugabe im südlichen Nachbarland nicht nur Farmer vertreibt, sondern durch seine Politik auch Touristen fern hält. Wer die Victoria Falls besucht – jene grandiosen Wasserfälle, die über eine Breite von rund 800 Metern hundert Meter in die Tiefe stürzen – und den Nationalpark auf der simbabwischen Seite betritt, wird unsanft überrascht. Über den Informationstafeln, die über Flora und Fauna informieren, hängt ein Foto von Mugabe. Es ist ein etwa zehn Jahre altes Bild. Mugabe trägt einen Hitlerschnurrbart und schaut ernst und erhaben in die Kamera. Kein Wunder, dass er heute zu den weltweit geächteten Staatschefs gehört und in Europa beispielsweise Einreiseverbot hat.

Im Vergleich zu Sambia ist Simbabwe immer noch weitaus besser ausgebaut. Beispiel Vic Falls, die simbabwische Stadt nahe der Wasserfälle. Die Läden sind auf die westlichen Touristen eingestellt. Sie verkaufen teuren Schmuck, bieten schnelle DSL-Verbindungen in Internet Cafes an und Restaurants haben längst europäische Salatvariationen auf der Speisekarte. Doch viel los ist nicht mehr in der einst boomenden Touristenhochburg. Die Vier- und Fünf-Sterne Hotels kämpfen mit abnehmenden Buchungs- und Belegungszahlen, sind nur noch zu einem Drittel belegt. An der Grenze stürmen junge Simbabwer auf die Touristen zu und versuchen, einen gebündelten Packen Simbabwe-Dollars umzutauschen. Die Inflation macht jeden weiteren Fortschritt zunichte. Simbabwe leidet. Stattdessen kehren die Touristen Vic Falls den Rücken und buchen sich in den Top-Hotels in Livingstone ein.

Die kleine Stadt profitiert vom Niedergang in Simbabwe. Und doch liegen Infrastrukturprojekte brach. Das Stadtmuseum mit seinen zwei Uhren auf der Turmspitze ist symbolisch: Beide Uhren zeigen unterschiedliche Zeiten. Und beide haben seit Jahren den Geist aufgegeben. Auch die Straßen sind in erbärmlichem Zustand. Sobald es von der Hauptstraße abgeht, müssen sich die Autos über Sand- und Steinpisten quälen. In der Regenzeit werden die Straßen nahezu unbefahrbar.

Mit den angrenzenden Wasserfällen hat Sambia viel zu bieten. Der Eintritt in den Nationalpark kostet zehn Dollar. Zumindest in und kurz nach der Regenzeit profitiert auch die sambische Seite von den beeindruckenden Fällen. In der Sommerzeit klaffen trockene Felsen aus den herabstürzenden Wänden.

Livingstone schafft es mehr und mehr, sich den zunehmenden Touristenströmen anzupassen. Ob Rundumflüge mit den Ultralightflugzeugen, Bun-

geejumping von der 111 Meter hohen Brücke im Grenzgebiet zwischen Simbabwe und Sambia oder Riverrafting durch die tosenden und sich windenden Schluchten des Sambesi, den Touristen wird Spektakuläres geboten.

„Häufig profitieren davon aber vor allem ausländische Investoren“, sagt Experte Mwendafilumba. Die Luxus-Hotels sind meist in den Händen von Südafrikanern, die das Geld natürlich nicht in Sambia anlegen, sondern es nach Südafrika oder England transferieren. In Sambia bleibt das Geld kaum.

Im Landesinnern sieht es nicht anders aus. Beispiel South Luangwa Nationalpark. Der Park kann es in Größe, Tierwelt und Faszination locker mit dem südafrikanischen Pendant Krüger aufnehmen. Der Park besticht sogar durch mehr Natürlichkeit und Ursprünglichkeit. Geteerte Straßen gibt es nicht. Wer sich die Tierwelt aus der Nähe anschauen möchte, braucht geländegängige Fahrzeuge, um bei den sandigen Pisten vorwärts zu kommen. Im Park selbst befinden sich Lodges der Top-Kategorie, ebenfalls meist in der Hand ausländischer Investoren.

Doch längst ist das nicht das einzige Problem. Die Anreise ist mühselig. Wer das nötige Kleingeld hat, nimmt sich ein Flugzeug, das die Passagiere etwa von Livingstone an die Parkgrenze fliegt. Schilder auf den Parkplätzen des Flughafengeländes mit den Namen der Lodges verraten, dass betuchte Gäste täglich von dem hoteleigenen Chauffeurservice abgeholt werden.

Bei Mittelklasse-Touristen führt der Weg nur über Chipata. Für die Reise von der Hauptstadt Lusaka gehen gut und gerne zwei Reisetage drauf. Zunächst führt der Weg mit dem Bus über geteerte Straßen nach Chipata. Die Reise dauert circa sieben bis acht Stunden. Es ist heiß, eng und manchmal macht man selbst im Bus Begegnungen mit Kakerlaken, die zwischen den meist zerrissenen Sitzpolstern nach Essensresten suchen. Darüber darf man sich in Sambia grundsätzlich nicht beklagen. Am nächsten Tag geht es weitere dreieinhalb Stunden über Schotterpisten bis zum Parkeingang, vorbei an ursprünglichen Dörfern und winkenden Kindern. Der Wagen kommt oft nur mit Tempo 30 voran, weil tiefe Löcher und Steinschläge die Straße schwer passierbar machen.

„Die Infrastruktur ist ein großes Problem“, sagt Wirtschaftsprofessor Sassemi. „Solange das nicht deutlich verbessert wird, kommen Touristen nicht hier hin.“ Im Kafue Nationalpark, dem größten des Landes und mit seiner Fläche rund halb so groß wie die Niederlande, sei die einzige Straße aus Richtung Süden ebenfalls eine Katastrophe. „Das verbessert sich nur sehr langsam.“

Dienstleistungsmentalität, so wie in Europa und anderen Teilen der Erde selbstverständlich, ist in Sambia wenig ausgeprägt. Es gibt keine staatliche Hotelfachschule und private Weiterbildungseinrichtungen fassen nur sehr

langsam Fuß. In seinem Universitätsbüro in Lusaka berichtet Sashemi von seinen Erfahrungen. Der gebürtige Inder lebt seit zwei Jahrzehnten in Lusaka. „Der Tourismus hat ein unglaubliches Potenzial“, sagt er. Es gebe so viele attraktive Sehenswürdigkeiten. „Allerdings werden viele Attraktionen nicht gepflegt.“ Der Professor berichtet von einer Reise in die Nordprovinz, in der Wasserfälle die bedeutendsten Sehenswürdigkeiten ausmachen, und in der er an der Rezeption zum Parkeingang wartete. Er zieht seinen Zeigefinger von oben nach unten über seinen Schreibtisch, hebt ihn anschließend vors Gesicht und sagt: „Ein Zentimeter dicker Staub!“ Seine Hände umklammern die Tischkante und er beugt sich vor: „Unvorstellbar, wie dreckig das ist.“ Es fehle nicht nur an der Infrastruktur, um zu den Sehenswürdigkeiten hinzukommen, oft fehlten dem Servicepersonal die gewisse Einstellung.

Mwendafilumba bestätigt das. „Wir haben wenig qualifizierte Kräfte in der Tourismusindustrie“, sagt Mwendafilumba. Insgesamt stehe Sambia absolut am Anfang. Noch werde sein Heimatland vor allem als Transitland genutzt. Touristen, insbesondere Backpackers, besuchen die Hauptstadt Lusaka vor allem dann, wenn sie aus Südafrika, Botswana oder Namibia kommend weiter in den Norden nach Mosambik und Tansania reisen – oder eben in umgekehrter Richtung. Außer Livingstone haben sie dann meist kaum etwas von der Schönheit des Landes gesehen. Die Kosten für Unterkünfte und Essen sind zudem nicht unerheblich. „Sambia ist ein relativ teures Reiseziel“, sagt Mwendafilumba. Bislang würden vor allem betuchte Besucher aus Südafrika, Großbritannien, den USA und Australien nach Sambia kommen. Deutsche Touristen folgten auf Platz fünf.

Immerhin: Langsam bewegt sich was. British Airways hat angekündigt, ab Sommer 2006 den ersten Direktflug von Europa aus anzubieten. Der Flug von London geht dann nach Livingstone. „Das könnte der Tourismusindustrie einen weiteren Schub geben“, sagt Mwendafilumba.

## 12. Chieftancies – die vergessenen Multiplikatoren

Das Wohnzimmer ist dunkel. Die Sonne findet nur morgens den Weg in den Raum, wo vier dunkelbraune dicke Ledersofas sich den Gästen als Sitzgelegenheit bieten. An der Wand hängt ein Bild mit einem Büffel vor einem Wasserloch. Über dem Kamin hängt ein Gemälde vom gekreuzigten Jesus. Gegenüber in der anderen Ecke stehen vier Stoffsofas mit blau-beige-gestreiftem Muster. Christine Eva Mambo Chiawa sitzt ruhig darauf und lehnt sich locker auf die Lehne. Ihr Übergewicht wird durch ein langes Kleid mit Blumenmuster verdeckt. Von ihrem Hals hängt eine goldene Kette mit einem Kreuz herab. „Der Tourismus entwickelt sich gut“, sagt sie ruhig.

Chiawa ist Chieftainness ihres Stammes. 18.000 Leute aus dem Volk der Gowa wohnen in ihrem Verantwortungsbereich, der sich rund 60 Kilometer entlang des Lower Sambezi im Süden des Landes hinzieht. Die Chieftainships genießen in Sambia eine große Bedeutung. Die Chiefs sind weit mehr als Dorfvorsteher, aber weniger als Könige. Dem Volk gegenüber strahlen sie mitunter eine größere Macht aus als selbst die Landesregierungen. Es gibt keine klar definierten Rollen und Funktionen der Chiefs. Von den rund 280 Chiefs in Sambia werden einige gewählt, andere bekommen ihren Titel vererbt. Ihre zugeteilte Aufgabe: In der Regel sollen sie ein guter Führer sein und dem Volk den Zugang zu Nahrung, Unterkunft, sauberem Wasser und Bildungseinrichtungen ermöglichen.

Chieftainness Chiawa ist eine der bekanntesten im Land. Sie gehört dem House of Chiefs an, jener Interessensgemeinschaft, die auf politischer Ebene mit der Regierung diskutiert. Die Struktur der Chieftains hat koloniale Wurzeln. Die Verwaltungen unter britischer Ägide haben einheimische Autoritäten als Ansprechpartner eingeführt. Mit der Zeit wurde die Macht der Native Authorities eingeschränkt. Doch seit 1996 erkennt die Verfassung die Existenz der Chieftaincies an. Zudem verlangt die aktuelle Regierung, dass Chiefs bei Planung und Durchführung von Entwicklungsprogrammen eingebunden werden müssen. Die Bedeutung der Chiefs für die wirtschaftliche Entwicklung des Landes dürfte zunehmen. Zumal mehr als 90 Prozent des Landes im Besitz der Chieftains ist.

Das Reservat von Chiawa grenzt als Game Management Area an den Lower Zambezi Nationalpark. Das Besondere: Eine bestimmte Anzahl von Wildtieren pro Jahr wird zum Abschuss freigegeben. In diesem Jahr sind es vier Büffel, zwei Elefanten, vier Flusspferde und mehrere Impalas. „Auf Auktionen etwa in Las Vegas werden die Tiere an den Höchstbietenden offiziell vergeben“, sagt Chiawa. Durch derartige Aktionen sind die Tourismusströme in den vergangenen Jahren angestiegen. Auch auf Grund der ausbleibenden Touristen im Nachbarland Simbabwe profitiert Chiawa's Revier. „Die Belegungszahlen sind von 30 auf rund 80 Prozent gestiegen“, sagt sie. „Als Folge der steigenden Gästezahlen sei auch die Beschäftigungsquote in ihrem Chieftainship gestiegen.“

Entlang des Flussufers entstehen herrliche Lodges, die weitere Touristen aufnehmen können. Ein Geldsegen für Chiawa. Von den Einnahmen profitiert sowohl ihr Volk als auch sie selbst. Eine Lodge der Luxusklasse zum Beispiel muss pro Jahr rund 5.000 US-Dollar entrichten. Die Hälfte davon geht an die Zambia Wildlife Authority, einer staatlichen Naturschutzbehörde. 45 Prozent bekommt das Volk, fünf Prozent geht an Chiawa.

„Die Chiefs gehen mit der Natur behutsamer um“, sagt Chiawa. Das sei der Grund, warum die Chiefs für die Entwicklung der Tourismusindustrie so wichtig sind. Dafür stehe sie im politischen Dialog ein.

Noch überlegt der sambische Staat, welchen Grad der Integration die Einbindung der Chiefs in die ländliche Entwicklung einnehmen soll. Eine aktuelle Studie der Gesellschaft für Technische Zusammenarbeit kommt jedenfalls zu einer klaren Empfehlung: „Die Integration der Chiefs kann einen wichtigen Beitrag leisten, das Land zu dezentralisieren“ und so die wirtschaftliche Entwicklung in Gang zu bringen.

### 13. HIV – eine Krankheit ergreift das Land

HIV ist das große Problem der Zeit. Unter den 14- bis 49-Jährigen breitet sich das Virus rasch aus. In und um die Hauptstadt Lusaka herum tragen mehr als 20 Prozent der Sambier das HI-Virus in sich. Eine Verbesserung der Situation ist nicht in Sicht. „Ökonomisch dezimiert die Krankheit wertvolles Humankapital“, sagt Wirtschaftsexperte Sashemi. Und es seien nicht nur die Ärmsten der Armen davon betroffen, sondern auch Mitglieder der Mittelschicht. „Diese Leute sind aber so wichtig für die wirtschaftliche Entwicklung eines Landes.“

Beauty Nambeye ist ein typisches Beispiel, wie in Sambia mit der Krankheit umgegangen wird. Die 35-jährige Mutter von drei Kindern ist seit 2001 HIV-positiv. Sie lebt in einem kleinen Ort namens Chisamba, mehrere Stunden nördlich von Lusaka. Als sie mehrere Monate krank war und sich nach einer Tuberkulose-Diagnose einem Bluttest im örtlichen Krankenhaus unterzogen hatte, offenbarte man ihr die bittere Wahrheit. Das Problem: Medikamente hatte die Provinzklinik nicht vor Ort. Einmal im Monat muss sie deshalb in die Hauptstadt reisen. Für viele Betroffene ist diese Fahrt finanziell gar nicht machbar.

Nambeye hat sich bei ihrem früheren Ehemann angesteckt. Poligamie ist in Sambia normal. Und so hatte auch ihr Partner mehrere Frauen. „All seine Kinder, die er mit den anderen Frauen bekommen hatte, sind nach wenigen Monaten gestorben“, sagt sie. Doch bis heute verweigert er sich Tests, um seinen Krankheitszustand zu überprüfen. Schuld an HIV seien in den Augen der Männer meist die Frauen.

Inzwischen lebt Nambeye von ihrem Ehemann getrennt. Und sie geht in ihrem Dorf offen mit ihrer Krankheit um. „Die Leute um mich herum sollen wissen, dass ich HIV-positiv bin und dass ich damit gut leben kann“, sagt sie. Oft weigerten sich die Infizierten, ihren Status zuzugeben, um die teuren und regelmäßigen Fahrten nach Lusaka nicht auf sich nehmen zu müssen. Ein Todesurteil.

In Bauleni, einem Armenviertel am Rande von Lusaka, hat sich die britische Ordensschwester Elisabeth Dawson den Schicksalen vieler Kinder

angenommen. Die meisten sind verwaist. Ihre Eltern sind an HIV erkrankt und können ihre Kinder nicht mehr aufziehen oder sie sind bereits gestorben. „Bauleni Streets Kids Project“ nennt sich die Schule, die die Jüngsten der Gesellschaft von der Straße holen soll. 860 Schüler hat die Schule aufgenommen, 120 davon sind behindert und brauchen spezielle Betreuung. Das Schulgeld wird durch Spenden finanziert. Und durch den Verkauf selbst produzierter Waren.

In der schuleigenen Bäckerei fertigen Schüler, die neben der Schule auch eine Ausbildung absolvieren, frische Brötchen und Brot. Einer der Jungen schiebt die quadratförmigen Kästchen in einen der fünf Öfen. Vor mehreren Jahren spendete sie ein englischer Unternehmer aus England. Doch mittlerweile ist es der einzig funktionierende. Es fehlt an Ersatzteilen und Know-how, wie die Geräte in Stand gebracht werden können. Es ist ein Teufelskreis. Bei der Hilfe zur Selbsthilfe scheidet es oft an dem Einfachsten.

Und doch macht Ordensschwester Elisabeth weiter – mit Erfolg. Der Breakeven ist erreicht, noch dank finanzieller Hilfe durch Spenden. Doch immer besser verkaufen sich die anderen selbst hergestellten Produkte. Ein Gewächshaus mit Tomaten, mehrere hunderte von Hühnern und Schweinen und zwei 50 Quadratmeter große Fischbecken sollen die Zukunft sichern. Im schuleigenen Verkaufsstand gehen die Waren erfolgreich über die Ladentheke.

Pharaoh Phiri und Itone Mwanza sind zwei der mehr als 800 Schüler. Sie sind 14 beziehungsweise 15 Jahre alt und sind Musterschüler. Beide leben sie in dem angrenzenden Compound, wie die Armenviertel hier heißen. Sie begleiten mich in ihre Heimat. Die Erde ist staubig. Kleine Gassen winden sich durch die vielen kleinen Steinhäuser ohne Fenster. In kleinen Marktständen verkaufen Frauen Erbsen und Linsen, Eier oder Haushaltsgeräte. Eine Frau wedelt mit einem Fächer die Fliegen fort, die sich auf die toten Fische stürzen, die auf dem Holztisch zum Verkauf ausliegen. Die Sonne scheint, es sind weit mehr als 35 Grad Celsius.

Pharao lebt mit seiner Schwester, ihrem Mann und dem gemeinsamen Kind in einer 20 Quadratmeter großen Wohnung. Es gibt ein Schlafzimmer und ein Wohnzimmer, in dem Pharao nachts schläft. Dann funktioniert er die Sitzbank mit den Polstern zum Bett um. Der Fernseher läuft, das Bild flimmert auf. Das schwarz-weiße Kriseln lässt nur erahnen, was der Fernsehsender gerade zeigt. Ein Tisch und zwei Plastikstühle stehen in der Ecke. An der Wand hängen Fotos von Verwandten.

Pharao's Schwester und ihr Mann sind arbeitslos. Seine Eltern leben irgendwo in der Nachbarschaft. Sie halten sich mit Gelegenheitsjobs über Wasser, so wie die meisten hier im Compound. Arbeit ist rar. Pharao selbst will mal Taxifahrer werden. Er trägt eine blaue Trainingshose und einen



Sweater mit vielen Löchern. Dazu kaputte Tennisschuhe, seinem einzigen Paar Schuhe. Insgesamt hat er noch zwei weitere Hosen und zwei T-Shirts in seinem Schrank. Das war's.

So geht es auch Itone. Der 14-Jährige trägt ein T-Shirt mit Fischmuster, eine Jeans und Sandalen. Ihn hat das für Sambia so typische Schicksal getroffen. Sein Vater ist tot, vermutlich HIV. Seine Mutter lebt in einem anderen Compound, um Geld zu verdienen. Er selbst wächst bei seiner Großmutter auf. Sein Zimmer: ein dunkles 5-Quadratmeter Loch. Nur der Türspalt und zwei handgroße Fensteröffnungen bringen ein wenig Licht in sein Reich. Über dem Bettgestell und einer Matratze hängen seine Klamotten, die an einer Hand abgezählt werden können.

„Wir geben den Kindern eine Chance“ sagt Salomon Zulu, der Direktor der Schule. HIV ist ein großes Problem. „Fast jeder hier hat einen Elternteil verloren, oft auch beide“, sagt er. Die Schulgebühren könne sich keiner leisten. Bis zur neunten Klasse können Kinder des Bauleni Compounds und der umliegenden Dörfer bis zu einem Umkreis von zehn Kilometern das Angebot der Schule annehmen. Morgens bekommen die Schüler eine kostenlose Mahlzeit, meist Nshima, der traditionelle Maisbrei und Porridge. Nachmittags werden einige ausgebildet, als Bäcker, Schreiner oder Gemüseanbauer.

Ein bis zwei Schüler pro Jahrgang schaffen sogar die Voraussetzungen, um die Klassen 10 bis 12 zu besuchen. Dann müssen sie wechseln und auf eine staatliche Schule gehen. „Die Gebühren sind sehr hoch“, sagt Zulu. „Soweit möglich, finanzieren wir unseren Besten die Schulausbildung.“

#### **14. Korruption – die unsichtbare Bremse**

„Nchekelako“, sagt Alfred Chanda, Präsident der Transparency International Zambia. „Das Wort kommt aus dem Sprachgebrauch der Bemba und hat große und traurige Bedeutung.“ Es heißt übersetzt „give me a piece“ und gehört zum Alltagsgebrauch der Sambier. In dem Land sei es normal, ein paar Kwacha auf den Tisch zu legen, um schneller und effektiver an Leistungen zu kommen. „Wer sich beim Staat für ein Stück Land bewirbt oder an der Grenze den Importzoll auf eingeführte Waren zahlen muss, kommt an korrupten Handlungen meist nicht vorbei“, so Chanda. Ansonsten dauere alles ein wenig länger.

Chanda ist im Hauptberuf Jura-Professor an der Zambia University of Lusaka. Seit Jahren mahnt er zum Kampf gegen Korruption. Im Jahresbericht 2005 von Transparency International landet Sambia auf Platz 107 – von insgesamt 159 bewerteten Ländern. In einer Skala von 0 (hochgradig kor-

rupt) bis 10 (keine Korruption) erreicht es mit einem Wert von 2,6 nicht einmal annähernd den Durchschnitt von 4,11 Punkten. Selbst innerhalb Afrikas schneidet Sambia katastrophal ab. Im Schnitt erreichen die Länder der Region 2,86 Punkte. In die Bewertung fließen die Einschätzungen von Geschäftsleuten und Länderanalysten ein.

„Der Kampf gegen Korruption ist eine der dringendsten Aufgaben in diesem Land“, sagt Chanda. Doch das Problem: „Es gibt keine Strategie, wie Korruption bekämpft werden kann.“ Nach der Machtübernahme durch Mwanawasa Ende der 90er ist zwar einiges passiert. Der Regierungschef hat eine Task Force eingesetzt, um Korruption zu bekämpfen. Anschließend verhaftete er den früheren Präsidenten Frederick Chiluba und macht ihm bis heute den Prozess. „Das sind jedoch alles Einzelmaßnahmen“, sagt Chanda. Es gebe kein Gesamtkonzept. Es würden allenfalls die Korruptionsdelikte vergangener Regierungszeiten analysiert. Derzeitige Fehlhandlungen blieben ungeahndet. Und die Mitglieder der Task Force selbst sind gegenüber Anklagen immun.

Wenn die politischen Eliten aber nicht mit gutem Beispiel voran gehen, wird sich auf den unteren und mittleren Ebenen ebensowenig ändern. „Wer als Angestellter für den Staat arbeitet, verdient viel zu wenig“, sagt Chanda. Schmiergeld erhöhe das Einkommen oft um ein Vielfaches. Und einen Code of Conduct, also einen Verhaltenskodex, gibt es nicht. „Die Zivilangestellten müssten beispielsweise nicht einmal nachweisen, woher sie ihren Wohlstand haben“, sagt Chanda.

Wer durchs Land reist, staunt nicht schlecht über die zahlreichen Polizeikontrollen im Land. Kaum ein Reisetag, der ohne kurzen Zwischenstopp endet. Patrik, der Fahrer unseres Minibusses von Kabwe nach Lusaka, nimmt die Situation gelassen. Eine Polizistin fordert ihn bei einer Kontrolle auf, auszusteigen. Nach rund zehn Minuten kommt er zurück, grinst und fährt weiter. „Ich darf eigentlich nur elf Fahrgäste transportieren“, sagt Patrik. Doch im Bus sitzen 14. Dafür musste Patrik ein paar Kwache hinlegen. Wie viele, verrät er nicht. „Wir helfen uns gegenseitig“, sagt Patrik. „Ich darf den Minibus mit 14 Leuten beladen und die Polizistin kann ihr Gehalt aufbessern.“ Wer mehrere Wochen durchs Land reist, hört den Satz „We are helping each other“ des Öfteren.

„Die negativen Auswirkungen der Korruption auf die wirtschaftliche Entwicklung sind gigantisch“, sagt Chanda. Geberländer der Entwicklungshilfe hätten zig Milliarden an Euro und Dollar in die Wirtschaft gepumpt, und dennoch scheint das Land in Lethargie zu verharren. „Das Geld fließt oft in private Taschen“, so Chanda. Die Korruption lähmt nicht nur ehrgeizige Sambier, sich mit Ideen und Mut selbstständig zu machen. Ausländische Investoren bleiben dem Land ebenso fern. Beispiel Tourismus: Wer ein Ho-

tel bauen möchte, braucht 155 verschiedene Lizenzen, etwa eine Erlaubnis für den Bau und die Inbetriebnahme einer touristischen Serviceeinrichtung. „Um die Investition zu beschleunigen, kommen Finanzgeber gar nicht daran vorbei, die entsprechenden Abteilungen zu bestechen“, so Chanda. Ansonsten zögere sich der Prozess unweigerlich hinaus.

## 15. Fazit – enormes Potenzial, fehlender Wille

„Zambia – the Real Africa“, damit wirbt die Tourismusbehörde im Ausland. Das Versprechen wird gehalten – im positiven wie im negativen.

Sambia ist ein beeindruckendes Land. Naturschönheiten wie die Victoria Falls, der Sambesi mit seinen angrenzenden Nationalparks wie der Lower Zambezi oder auch der South Luangwa Nationalpark haben mehr Touristen verdient. In Deutschland ist Sambia als Reiseland kaum bekannt. Es wird sich hoffentlich ändern. Wer die Ursprünglichkeit eines afrikanischen Landes kennen lernen möchte und wem dabei Sicherheit wichtig ist, der wird sich in Sambia wohl fühlen.

Und doch wird es noch viele Jahre dauern, bis nicht nur Touristen die unbekannte Perle Afrikas entdecken, sondern auch die Sambier selbst ihr Potenzial erkennen. Bislang verschenken sie das meiste davon. Die Straßen der Hauptstadt Lusaka sind geprägt durch Autos, die durch Logos der Entwicklungshilfeorganisationen auffallen. Deutsche, Japaner, Holländer, Schweden, Kanadier, US-Amerikaner und viele mehr haben Sambia als geeignetes Investitionsziel für die Entwicklungshilfegelder definiert. Kein Wunder, denn seit den 60er Jahren ist Sambia friedlich, es hat quasi-demokratische Strukturen und ein enormes wirtschaftliches Potenzial.

Aber genau das ist, was mich als Reisenden traurig stimmt. Sambia könnte nicht nur sich selbst, sondern alle Nachbarländer mit Mais, Weizen und Gemüse beliefern. Stattdessen erlitt das Land Ende 2005 selbst eine Hungersnot. Nur 15 Prozent der de facto anbaufähigen Fläche wird landwirtschaftlich genutzt. Das Klima mit heißen Sommermonaten und einer langen Regenperiode sowie langen und gewaltigen Flussläufen wie der Sambesi könnten Sambia zur Kornkammer Afrikas machen. Die Immigration der Farmer aus Simbabwe verbessert die Situation ein wenig. Doch es sind zu wenige, um einen wirklichen Aufschwung zu initiieren.

Korruption und Krankheiten wie HIV und Malaria machen den Fortschritt kaputt. So ist es in vielen afrikanischen Staaten. Eine Regierung, die selbst kein Interesse daran hat, das es dem Volk gut geht, wird kaum die zukunftsorientierten Rahmenbedingungen setzen. Immerhin, die Regierung unter Mwanawasa nimmt sich langsam der Probleme an. Sie unterstützt die Far-

mer und erkennt langsam, dass Tourismus ein enormes wirtschaftliches Potenzial in sich trägt.

Wer mit Entwicklungshelfern ins Gespräch kommt, hört immer auch ein wenig Frustration heraus. Sambier würden zu wenig Eigeninitiative mitbringen, um gelernte Erkenntnisse gleich umzusetzen. Nachbargesellschaften wie Botswana oder Simbabwe seien impulsiver und dynamischer. Die Mentalität als Bremse für wirtschaftliche Entwicklung zu nennen, ist natürlich zu einfach. Dennoch scheint mir ein Mangel an Wille und Flexibilität auch in der Historie zu wurzeln. Sambia war in der Regierungszeit unter Kuanda ein eher sozialistisch geprägtes Land. Staatliche Fürsorge war dort sehr ausgeprägt, etwa im Zusammenhang mit einem garantierten Preis für die Abnahme von Mais. Seit Anfang der 90er Jahre wurden viele Regeln gelockert oder aufgehoben. Marktliberale Gedanken prägen mehr und mehr die Politik. Das könnte sich positiv auf die Entwicklung auswirken, bei den Bürgern muss aber erst ein Umdenken stattfinden.

Ich hoffe, Sambia wird mit der Zeit die Wende hinbekommen. Ich jedenfalls freue mich auf den nächsten Besuch dieses tollen Landes.